

Oldenburger Universitätsreden

Vorträge · Ansprachen · Aufsätze

herausgegeben von
Sabine Doering und Hans-Joachim Wätjen

In der Reihe *Oldenburger Universitätsreden* werden unveröffentlichte Vorträge und kürzere wissenschaftliche Abhandlungen Oldenburger Wissenschaftler und Gäste der Universität sowie Reden und Ansprachen, die aus aktuellem Anlass gehalten werden, publiziert.

Die *Oldenburger Universitätsreden* wurden seit 1986 bis zur Nummer 175 herausgegeben von Prof. Dr. Friedrich W. Busch, Fakultät I Erziehungs- und Bildungswissenschaften, und – bis zur Nummer 124 – vom Ltd. Bibliotheksdirektor Hermann Havekost, Bibliotheks- und Informationssystem der Universität.

Die Veröffentlichungen stellen keine Meinungsäußerung der Universität Oldenburg dar. Für die inhaltlichen Aussagen tragen die jeweiligen Autorinnen und Autoren die Verantwortung.

Anschriften der Herausgeber:

Prof. Dr. Sabine Doering
Fakultät III
Institut für Germanistik
Postfach 25 03
26111 Oldenburg
Telefon: 0441/798-3049
Telefax: 0441/798-2399
E-Mail:

sabine.doering@uni-oldenburg.de

Ltd. Bibl. Dir. Hans-Joachim Wätjen
Informations-, Bibliotheks- und
IT-Dienste der Universität Oldenburg
Postfach 25 41
26015 Oldenburg
Telefon: 0441/798-4010
Telefax: 0441/798-4040
E-Mail:

hans.j.waetjen@uni-oldenburg.de

Redaktionsanschrift:

Oldenburger Universitätsreden
Informations-, Bibliotheks- und
IT-Dienste der Universität Oldenburg
z. H. Frau Barbara Šíp (BIS-Verlag)
Postfach 25 41
26015 Oldenburg
Telefon: 0441/798-2261
Telefax: 0441/798-4040
E-Mail: bisverlag@uni-oldenburg.de

Nr. 190

Friedrich W. Busch
Wolf-Dieter Scholz

Zwischen Freiheitswunsch und Bindungsbedürfnis

Wie denken Jugendliche
über Familie, Ehe, Partnerschaft?

2009

Inhalt

Vorwort	5
Friedrich W. Busch / Wolf-Dieter Scholz	7
Zwischen Freiheitswunsch und Bindungsbedürfnis Wie denken Jugendliche über Familie, Ehe, Partnerschaft?	
Vorbemerkung	7
1. Die Bedeutung ausgewählter normativer Orientierungen	13
2. Erwartungen an eine gute Ehe	20
3. Formen des künftigen Zusammenlebens	26
4. Kinderwunsch in der eigenen Lebensplanung	30
5. Ehe und Familie als Lebensformen	37
6. Formen der Partnerschaft und Rollenverteilung in der Familie	50
7. Die Bedeutung der Herkunftsfamilie	57
8. Ausblick in die Zukunft: Vorstellungen über das Leben in 25 Jahren	62
9. Zusammenfassung	63
Literatur	69
Die Autoren	73

VORWORT

In dieser Oldenburger Universitätsrede wird die erweiterte Fassung eines Vortrags veröffentlicht, den die Professoren Dr. Friedrich W. Busch und Dr. Wolf-Dieter Scholz, beide Oldenburger Erziehungs- und Familienwissenschaftler, gemeinsam im Rahmen der Veranstaltungen „*Oldenburg Stadt der Wissenschaft 2009*“ gehalten haben. Bis zu ihrer Emeritierung waren sie Mitglieder der Carl von Ossietzky Universität und Angehörige des Instituts für Pädagogik.

Die Zukunft der Familie in Zeiten eines beschleunigten gesellschaftlichen Struktur- und Wertewandels und die Bedeutung von Ehe, Partnerschaft und Kindern aus der Perspektive der heutigen Jugendlichen haben beide Forscher seit Jahren unter historischen, vergleichenden und empirischen Aspekten beschäftigt.

Prof. Dr. Busch war einer der Gründer der *Interdisziplinären Forschungsstelle für Familienwissenschaft (IFF)* und hat sie bis zu seinem Ausscheiden aus dem aktiven Dienst der Universität Oldenburg lange Jahre geleitet. Prof. Dr. Scholz war ebenfalls viele Jahre Mitglied dieser Arbeitsstelle, in der sich Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus verschiedenen Disziplinen zu familienrelevanten Fragen zusammengefunden hatten.

In dem hier veröffentlichten Vortrag wird den Fragen nachgegangen, ob und wie sich die Einstellungen junger Menschen in Bezug auf Ehe, Familie, alternative Formen der Partnerschaft und im Hinblick auf die Bedeutung von Kindern für die Gesellschaft, für die eigene Lebensplanung geändert haben, welche Argumente für oder gegen eine Eheschließung und Familiengründung aus Sicht der Jugendlichen sprechen, welche Akzeptanz andere Lebensformen haben und wie sich junge Menschen das Verhältnis zwischen den Geschlechtern innerhalb von Partnerschaften mit und ohne Kinder vorstellen bzw. wünschen.

Die Antworten beruhen auf einer empirischen Untersuchung, in der mehr als 2.000 junge Frauen und Männer im Alter zwischen 15 und 25 Jahren als Schülerinnen oder Schüler, als Studieren-

de oder in betrieblichen Ausbildungsverhältnissen schriftlich befragt wurden. Die Untersuchung ist zudem in einen internationalen und interkulturellen Kontext eingebunden, indem auch die Familienvorstellungen von Jugendlichen in Spanien, Polen, Litauen, Südkorea und Chile – unter Nutzung des in Oldenburg entwickelten Fragebogens – untersucht wurden.

Beide Referenten haben mit ihrem Vortrag bewusst den Weg in die Oldenburger Öffentlichkeit getan. Sie sind der Überzeugung, dass sich sozial- und erziehungswissenschaftliche Forschung nicht auf den engen Kreis der Scientific Community beschränken darf, sondern ihre gesellschaftliche Verantwortung auch dadurch wahrnehmen kann und muss, dass sie sich mit ihren Forschungsfragestellungen und -methoden sowie den damit erzielten Ergebnissen und Interpretationen der kritischen Diskussion in der interessierten Öffentlichkeit stellen muss.

Der hier veröffentlichte Beitrag bricht ein wenig mit der gewohnten Form eines wissenschaftlichen Vortrags und auch mit der einer wissenschaftlichen Veröffentlichung, indem er dialogisch aufgebaut ist und vorgetragen wurde. Die Referenten wollten damit zum einen ausdrücken, dass ihr familienwissenschaftliches Forschungsprojekt von beiden Referenten in jeder Phase kooperativ und in gegenseitiger wissenschaftlicher Befruchtung geplant, durchgeführt und ausgewertet worden ist. Zum anderen erhofften sie sich, dass ein Vortrag in Dialogform anregender für die Zuhörerinnen und Zuhörer ist und deutlich macht, dass heutige Wissenschaft nur kooperativ denkbar ist.

Diese Intentionen der beiden Autoren „funktionieren“ auch für die Leserinnen und Leser der Oldenburger Universitätsreden.

Oldenburg, im Juli 2009

Hans-Joachim Wätjen

Zwischen Freiheitswunsch und Bindungsbedürfnis.

Wie denken Jugendliche über Familie, Ehe, Partnerschaft?

Vorbemerkung

Busch: Wenn Sie sich fragen, warum der Vortrag am heutigen Abend durch zwei Referenten angeboten wird, können wir Ihnen einfach und schlicht antworten:

Scholz: Wir haben gemeinsam an der Beantwortung der im Thema gestellten Frage gearbeitet. Und: wir bringen – neben gemeinsamen auch – unterschiedliche, sich jedoch ergänzende Kompetenzen in dieses Vorhaben ein. Das gilt auch nach wie vor; selbst wenn wir beide inzwischen aus dem aktiven Hochschuldienst ausgeschieden sind.

Busch: Herr Scholz ist Erziehungswissenschaftler und Bildungssoziologe und Experte auf dem Gebiet der empirischen Bildungsforschung.

Scholz: Herr Busch ist ebenfalls Erziehungswissenschaftler und Vergleichender Bildungsforscher und an systematischen wie historischen Fragen von Bildung und Erziehung interessiert und er vertritt im Zusammenhang mit unserem Thema die Auffassung, dass es – zumindest in Deutschland – an klaren Orientierungen darüber fehlt, was Familie ist bzw. sein könnte. Dazu hat er – schon Ende der 1990er Jahre – ein Leitbild, das er „Familie in christlicher Verantwortung“ nennt, formuliert und zur Diskussion gestellt (vgl. Busch 1999).

Busch: Das ist richtig. Als Beobachter der familienhistorischen und familiensoziologischen Forschungen stelle ich – für mich jedenfalls – fest, dass ein für unseren gesellschaftlichen Kontext anerkanntes und im deutschen Sprach- und Kulturraum identifizierbares und konsensfähiges Verständnis von Familie verloren

zu gehen scheint. Überspitzt formuliert könnte man sagen: Jede Sozialform, die sich selber Familie nennt, ist Familie oder kann sich als Familie bezeichnen. Im familiensoziologischen Diskurs ist es üblich geworden, eine möglichst weite Definition von Familie zu verwenden. So schlug etwa Nave-Herz vor, mit Familie „das Eltern- oder Mutter- bzw. Vater-Kind-System“ zu bezeichnen, „gleichgültig ob dieses ein formales oder informales oder überhaupt kein Ehesystem – z. B. im Falle des Alleinerziehens – aufweist“ (Nave-Herz 1994, 64).

Unter soziologischen Gesichtspunkten mag dieser weite Familienbegriff gerechtfertigt sein, vor allem wenn es das Ziel entsprechender Studien und Untersuchungen ist, den (familialen) Wandel und die Pluralität von (familialen) Lebensformen zu erfassen – unter Verzicht auf Bewertungen. Unter familienpädagogischen, auch aus theologischer und ethischer Perspektive kann m. E. jedoch auf Bewertung(en) nicht verzichtet werden. Wenn es richtig ist, dass menschliches Zusammenleben – wie der Soziologe Luhman es formuliert – nur möglich ist, „in einer Lebenswelt, die gemeinsam ausgelegt und verstanden wird, eine erwartbare Ordnung aufweist und hinreichende Anknüpfungspunkte für übereinstimmende Erfahrungen bietet“ (Busch 1999, 248), dann gehört in den Kontext familienwissenschaftlicher Diskussionen und Forschungen auch die Frage, ob das Gelingen menschlichen Zusammenlebens nicht wesentlich abhängig ist vom Vorhandensein, zumindest von Angeboten von Orientierungsgrößen für dieses Zusammenleben.

Scholz: Nun kann man natürlich fragen, wieso beschäftigen sich zwei Professoren der Erziehungswissenschaft mit einem solchen Thema. Wir machen dieses nicht (aber sicherlich auch), weil wir selber sehr lange Erfahrungen in Ehe und Familie gemacht haben und diese Form des Zusammenlebens für eine wichtige und bewahrenswerte halten.

Über diese persönliche Motivation hinaus gibt es gute Gründe, sich diesem Thema mit wissenschaftlichem Engagement und gleichermaßen mit wissenschaftlicher Distanz zu widmen.

Bei allen kontroversen Diskussionen in der Familiensoziologie gibt es über ein Merkmal für Familie Einigkeit. Von Familie kann

nur gesprochen werden, wenn es eine Generationendifferenzierung gibt, eine Differenzierung in Eltern- und Kindergeneration. Das macht auch deshalb einen Sinn, weil über die Familie (mindestens) zwei Aufgaben erfüllt werden sollen: die der biologischen Reproduktion der Gesellschaft, durch die sicher gestellt wird, dass es auch eine nächste Generation in einer Gesellschaft gibt, und die der sozialen Reproduktion, d. h. der Sozialisation und Erziehung von Kindern und Jugendlichen und damit der notwendigen Weitergabe und Weiterentwicklung von Normen, Werten und Verhaltensmustern von einer zur nächsten Generation.

Busch: Wer in unserer Gesellschaft Kinder hat, hat auch die Verpflichtung, sie so zu erziehen, dass sie ihr zukünftiges Leben selbstständig gestalten können. Das wird in den modernen Gesellschaften durch ein miteinander verknüpft System von Institutionen erreicht (Familie, Kindergarten, Kinderhort, Heime, Schule, Beruf, Freunde, Medien etc.). Nach wie vor ist dabei, wie der Erziehungswissenschaftler Brezinka gesagt hat, die Familie „die wichtigste Erziehungsgemeinschaft“ (Brezinka 1989, 47). Alle anderen Institutionen, in denen Erziehung und Sozialisation erfolgt, sind der Familie in ihrer grundlegenden Bedeutung nur ergänzend zugeordnet. Sie können die familialen Erziehungsleistungen nicht wirklich ersetzen. Das hat seine besondere Bedeutung auch in dem Umstand, dass nach wie vor fast alle Menschen in unserer Gesellschaft in einer Familie leben bzw. gelebt haben.

Scholz: An der Universität Oldenburg gibt es die *Interdisziplinäre Forschungsstelle Familienwissenschaft (IFF)*. Herr Busch ist einer ihrer Gründer und ihr langjähriger Sprecher. Ihre Gründung trug seinerzeit u. a. der Tatsache Rechnung, dass der „Gegenstand Familie“ von zentraler Bedeutung in Forschung und Lehre ist und nur interdisziplinär angemessen behandelt werden kann. Deswegen haben sich Soziologen, Erziehungswissenschaftler und Bildungsforscher, Psychologen, Therapeuten und Familienhelfer der Universität Oldenburg zu dieser Forschungsstelle zusammengeschlossen.

Im Rahmen ihrer Diskussionen wurde Ende der 1990er Jahr auch die Frage aufgenommen, ob einerseits Familien ein Leitbild

brauchen und ob andererseits eine Gesellschaft *Familienleitbilder* benötigt. Anstoß dafür war ein Beitrag von Herrn Busch, der ein Plädoyer für die Beibehaltung, Wiedergewinnung oder Neuformulierung eines Leitbildes für Familien vorgetragen hat (vgl. Busch 1999, 231ff.). Kennzeichen und Besonderheiten dieses Leitbildes sind im Zusammenhang unseres Vortrages von untergeordneter Bedeutung.

Busch: Wichtiger sind die beiden von mir formulierten Thesen:

1. Für das Zusammenleben in einer Gesellschaft wie der unseren ist das Angebot von Leitbildern für Familie hilfreich; Leitbilder bedeuten Orientierungshilfen für das Zusammenleben der Geschlechter insbesondere für die Heranwachsenden.
2. Formulierungskompetenz für ein Familienleitbild können Einrichtungen beanspruchen, die für die Organisation und die inhaltliche Ausrichtung des Zusammenlebens von Menschen kompetent sind bzw. Kompetenz erworben und nachgewiesen haben. Dazu gehören auf jeden Fall auch die großen Religionsgemeinschaften, in unserem Kulturkreis vor allem die christlichen Kirchen. Sowohl aus deren Selbstverständnis als auch auf Grund ihrer Repräsentanz in der (europäischen) Bevölkerung ist ihre Verantwortung für das Zusammenleben der Menschen begründet und fraglos.

Scholz: Damit rückte eine übergreifende/makrosoziologische Betrachtung der Familienthematik in den Vordergrund. Die gesellschaftliche Bedeutung des Vorhandenseins und der konkreten Ausgestaltung von Familienleitbildern wird erst dann erkennbar, wenn man danach fragt, welche Konsequenzen das Fehlen verbindlicher Vorstellungen über die Familie, die völlige Beliebigkeit in der Organisation des familialen Zusammenlebens hat.

Busch: Als Bildungsforscher, Erziehungswissenschaftler und Pädagogen haben wir uns entschieden, die Suche nach einer Antwort auf die uns interessierenden Fragen mit den Methoden der Erfahrungswissenschaften anzugehen. Wir wollten dabei nicht nur die wichtigen Aspekte nach der Entstehung, der Veränderung, der Funktion, den Vermittlungsinstanzen und den Kontrollmechanismen von Familienleitbildern untersuchen. Deswegen haben wir erfahren wollen, wie die junge, heranwachsende

Generation die Familie und das Zusammenleben der Geschlechter beurteilt. Verfügt sie über einen bestimmten Familienbegriff und wenn ja, wie wird er konkretisiert bzw. welche Erwartungen verbindet sie mit der Familie? Sind für ihren eigenen Lebenszusammenhang Ehe und Familie überhaupt noch erstrebenswert? Wie stellen sie sich die innere und äußere Organisation ihres späteren Zusammenlebens vor?

Scholz: Damit war der Rahmen für ein Forschungsprojekt abgesteckt, das in seiner ersten Phase mit Studierenden der Sozial- und Geisteswissenschaften als Studienprojekt realisiert wurde. Nach der Erarbeitung der theoretischen und methodologischen Kernfragen wurde ein Fragebogen entwickelt und eine umfassende Befragung durchgeführt und ausgewertet.

Das Interesse von Fachkollegen an Universitäten des Auslandes (Polen, Litauen, Spanien, Korea, Chile), mit denen die Universität Oldenburg über Kooperationsverträge und über Aufenthalte als Fellows im Hanse Wissenschaftskolleg, Delmenhorst, im wissenschaftlichen Austausch steht, führte zu einer Ausweitung des Studienprojektes. Der in Oldenburg entwickelte Fragebogen wurde – nach nationalen Vortests modifiziert – zur Grundlage eines international vergleichenden Forschungsprojektes.

Busch: Das international-vergleichende Forschungsprojekt basiert auf einer Befragung von insgesamt gut 9.000 befragten weiblichen und männlichen Personen zwischen 15 und 25 Jahren, die sich in unterschiedlicher Weise in einer schulischen Ausbildung befinden bzw. an einer Universität oder Fachhochschule studieren und in den eben genannten Ländern leben.

Bei der Auswertung der deutschen Befragung, über deren wichtigste Ergebnisse wir heute berichten wollen, konzentrieren wir uns auf die Ergebnisse, die wir in der Weser-Ems-Region ermittelt haben. An der Befragung haben auch Schülerinnen und Schüler Oldenburger Schulen teilgenommen. Die Schulen wurden von der Schulbehörde ausgewählt.

Scholz: Die 2.080 von uns in Deutschland Befragten besuchten zu 20% ein Gymnasium (N = 406), 11% befanden sich in einer beruflichen Ausbildung mit Besuch einer Berufsbildenden Schule (N = 218) oder studierten zu 41% an einer Universität (N = 874) bzw.

zu 28% an einer Fachhochschule (N = 582). Für die Auswahl unseres Befragtenamples mussten wir uns aus forschungsökonomischen Gründen auf die Regionen konzentrieren, in denen wir und unsere internationalen Projektpartner derzeit leben und arbeiten; in Deutschland war das – wie gesagt – die Region Weser-Ems. Auch wenn wegen der fehlenden finanziellen Mittel eine im strengen statistischen Sinne repräsentative Auswahl damit nicht möglich war, gehen wir davon aus, dass die von uns erzielten Befragungsergebnisse typisch sind für die Situation der von allen Projektpartnern erfassten Gruppe von jungen Menschen, die in vergleichbaren Bildungs- und Ausbildungsverhältnissen leben.

Die Befragung an den Universitäten und Fachhochschulen in Oldenburg, Osnabrück und Wilhelmshaven wurde als Online-Befragung durchgeführt. An den beteiligten Schulen wurden die Fragebögen während des Unterrichts als sog. Class-Room-Interviews ausgefüllt. Beide Verfahren haben sich bewährt, das zeigt sich in der Qualität der ausgefüllten Fragebögen wie auch im großen Interesse der beteiligten Personen und Institutionen an den Ergebnissen der Befragung.

Busch: Was macht nun das Profil der Familienorientierungen der von uns befragten Jugendlichen aus, was sind seine wichtigsten Merkmale? Es ist nicht überraschend, dass sich die Bandbreite unserer Ergebnisse zwischen Erwartung und Überraschung bewegt. Die Korrelationen unserer Fragen mit dem Geschlecht, dem Alter, der Religiosität und der sozialen Herkunft hat gezeigt, dass vor allem das Geschlecht oberhalb eines hohen Niveaus an allgemeiner Gemeinsamkeit zwischen allen Teilgruppen zu starken Differenzierungen führt. Die Erfahrungen, die normativen Orientierungen und die Lebensentwürfe von Männern und Frauen sind ganz offensichtlich nicht unabhängig von ihrer Geschlechtsrolle. Was wir nun im Einzelnen herausgefunden haben, wollen wir im Folgenden unter verschiedenen Dimensionen darstellen, möchten aber darauf hinweisen, dass wir aus der Fülle der Einzelergebnisse nur selektiv das vorstellen können, was uns als besonders wichtig erscheint.

1. Die Bedeutung ausgewählter normativer Orientierungen

Schol: Unsere Befragung ist mit der skalierten Eingangsfrage *Welche Dinge haben in Ihrem Leben eine besondere Bedeutung?* eröffnet worden¹. Wir wollten wissen, welche Prioritäten die Befragten für ihr eigenes Leben definieren, welche Aspekte des Lebens ihnen also besonders wichtig sind, welche eher eine nachgeordnete Bedeutung haben. Diese Frage haben wir in den Kontext allgemeiner normativer Orientierungen (Wertorientierungen) gestellt und sie in verschiedene Dimensionen differenziert. Gefragt worden ist nach der normativen Gewichtung der Familie, nach der Bedeutung sozialer Beziehungen und altruistischer Motive, den beruflichen Aspekten, den materiellen Aspekten, den selbstbezogenen und hedonistischen Werten und der selbst eingeschätzten Religiosität.

In der allgemeinen Wertorientierung kristallisieren sich drei Sachverhalte als besonders relevant heraus. Wenn man die Mittelwerte heranzieht, dann hat die Familienorientierung mit 5.2 die höchste Priorität, sehr eng gefolgt von der Bedeutung sozialer Aspekte im Leben ($x = 5.1$), wobei die guten Freunde im Leben von allen Einzelnennungen die höchste Bewertung bekommen haben. An dritter Stelle in der Priorität ($x = 4.9$) werden berufliche Aspekte genannt. 82% aller Befragten halten dabei die Erfüllung in der Arbeit für einen besonderen Wert; im Vergleich dazu spielt der Erfolg im Beruf nur eine nachgeordnete Rolle. Deutlich schwächer, wenngleich nicht ohne Bedeutung, sind die eher hedonistischen und selbstbezogenen Aspekte des Lebens ($x = 4.3$). Dabei kommt der Selbstverwirklichung, d. h. dem Wunsch, die eigenen Vorstellungen im Leben durchsetzen zu können, die größte Zustimmung zu. Als Einzelstatement ist es von 80% aller Befragten als sehr bedeutsam eingestuft worden, während der Aspekt ausreichender Freizeit nur von 44% für besonders bedeutsam eingestuft wird. Die materiellen Aspekte des Lebens stehen hinter den eher ideellen deutlich zurück ($x = 3.8$). Die Bedeutung der arbeitsinhaltlichen Seite des Lebens wird hier

1 Die vorgegebenen Statements mussten auf einer Skala von 1 (unwichtig) bis 6 (sehr wichtig) bewertet werden.

noch einmal dadurch unterstrichen, dass für nur 41% ein hohes Einkommen einen besonders zu erstrebenden Wert darstellt. Die geringste Bedeutung hat die Vorstellung, ein religiöses Leben zu führen. Nur 12% haben dieses als besonders erstrebenswertes Ziel genannt. Wir haben hier bereits einen ersten Indikator für eine indifferente bzw. sogar ablehnende Haltung gegenüber der Religion, die sich in den direkten Fragen nach dem selbst zugeschriebenen Grad der Religiosität noch deutlicher zeigt. Die geringe Bedeutung, die einer religiösen Lebensführung zukommt mag aber auch ein Ausdruck dafür sein, dass die religiösen Empfindungen und Bedürfnisse bei vielen in einem hohen Maß als privat und diskret verstanden werden und sich für ein öffentliches Bekennen nicht eignen.

Busch: Für unser zentrales Erkenntnisinteresse ist ein erstes wichtiges Ergebnis, dass auch bei den eher allgemeinen Wertorientierungen die Familie im normativen Horizont junger Menschen eine hohe Priorität hat und dass die Pflege zwischenmenschlicher Beziehungen ebenfalls hoch bewertet wird, während eher materielle oder hedonistische Aspekte deutlich geringer bewertet werden. Das gilt im Grundsatz für Männer und Frauen und auch unabhängig von den religiösen Bindungen und dem Lebensalter.

Um hier einen differenzierten Überblick zu geben, werden in den folgenden Ausführungen die einzelnen Statements nach dem Geschlecht, der religiösen Orientierung und Bindung, der sozialen Herkunft und dem Lebensalter der Befragten dargestellt,² jeweils als Unterpunkte der umfassenderen Dinge, auf die besonderer Wert im Leben gelegt wird.

2 Geschlecht, Alter und Grad der Religiosität sind von uns durch direkte Fragen erfasst und erfragt worden. Bei der sozialen Herkunft haben wir eine komplexe neue Variable aus den Angaben zur Schulbildung und zum Berufsstatus von Mutter und Vater gebildet und dabei zwischen niedriger, mittlerer und hoher sozialer Herkunft unterschieden.

1.1 Die Bedeutung der Familie

Scholz: Die eigene Familie hat durchgehend eine hohe Bedeutung im Leben der jungen Männer und Frauen – nur für ca. 4% gilt das explizit nicht; ca. 19% haben eine eher indifferente Haltung. Oberhalb des hohen gemeinsamen Sockels in der Wertschätzung einer eigenen Familie gibt es gleichwohl Unterschiede. Für die Frauen hat dieser Aspekt des Lebens ein noch größeres Gewicht als für die Männer (82% zu 72% Zustimmung für „sehr große Bedeutung“). Die große Bedeutung, die der eigenen Familiengründung zukommt, steigt noch einmal deutlich mit dem Grad der religiösen Bindung der Befragten an und erreicht bei den stark religiösen Befragten eine Zustimmung von ca. 85%.

Glücklich in einer eigenen Familie zu leben hat für acht von zehn Befragten eine sehr große Bedeutung, nur 3% messen dem keinerlei Wichtigkeit für das eigene Leben zu. Dieses scheint ein wichtiger Indikator für eine weitgehend geschlechtsunabhängige Familienorientierung junger Menschen zu sein. Die hohe Zustimmung zu diesem Statement zeigt allerdings eine nur geringe geschlechtsspezifische Differenz. Die familiäre Orientierung der Frauen ist noch stärker als die der befragten Männer: Für 86% hat das glückliche Leben in einer eigenen Familie die höchste Priorität, bei den Männern sind es „nur“ 76%. Dass die familiären Orientierungen auch von den religiösen Bindungen bestimmt werden, zeigt sich auch bei diesem Aspekt der Lebensprioritäten. Mit 87% liegt die besondere Bedeutung eines glücklichen Familienlebens um 12% höher als bei den nicht religiösen Jugendlichen. Zwischen den befragten Altersgruppen finden sich dagegen keine nennenswerten Unterschiede. Bei beiden Indikatoren zur Familienorientierung spielt die soziale Herkunft keine Rolle.

1.2 Die Bedeutung sozialer Beziehungen

Busch: Unabhängig vom Geschlecht haben Freunde im Leben bei fast allen Befragten eine sehr hohe Bedeutung (80%). Das gilt gleichermaßen auch für die Zuneigung anderer Menschen. Kaum jemand findet dieses unbedeutend. Auf diesem hohen So-

ckel der uneingeschränkten Zustimmung zeigen sich allerdings auch deutliche Unterschiede zwischen Männern und Frauen. Der Aspekt der emotionalen Zuwendung zu anderen Menschen hat für Frauen eine noch höhere Bedeutung als für Männer: 86% von ihnen schreiben ihm eine sehr große Bedeutung zu, während es bei den Männern mit 73% erheblich weniger sind. Auch unter den stark religiös orientierten Befragten hat die Zuneigung anderer Menschen eine noch höhere Bedeutung als für die anderen. Zwischen den Altersgruppen gibt es kaum Unterschiede, wenngleich die Zuneigung anderer Menschen zu gewinnen bei den älteren geringfügig häufiger genannt wird als vor allem bei unseren jüngsten Befragten. Auch hier wirkt sich die soziale Herkunft nicht aus.

Für mehr als 60% aller Befragten ist es sehr erstrebenswert, anderen Menschen zu helfen; nur 4% messen ihm keine Bedeutung zu. Diese altruistische Ausrichtung differiert relativ stark nach dem Geschlecht der Befragten, sie korreliert vor allem aber mit der religiösen Orientierung. Sie hat bei den Frauen eine deutlich höhere Priorität als bei den Männern. Fast 70% der Frauen halten die Hilfe für andere Menschen für sehr bedeutsam, bei den Männern sind es mit 53% nur knapp mehr als die Hälfte. Bei ihnen ist der Anteil der eher Indifferenten entsprechend größer (41% zu 29% bei den Frauen). Es ist nicht ausgeschlossen, dass sich hier geschlechtsstereotype und -polarisierende Fremd- und Selbstwahrnehmungen niederschlagen, nach denen den Frauen das Betreuende, Pflegende und Soziale näher liegt als den Männern. Von allen Einzelstatements bei der Frage nach den Wertorientierungen differenziert diese Aussage am stärksten nach dem Geschlecht. Es ist nicht überraschend, dass ein so altruistisches Ziel wie die Hilfe für andere Menschen bei denen noch stärker zu finden ist, die sich selbst als stark religiös bezeichnen und damit zum Ausdruck bringen wollen, dass sie ihr Leben nach den Grundsätzen ihrer Religion führen möchten. Während mit 54% etwas mehr als jede/r Zweite aus der Gruppe der nicht religiös orientierten Befragten der Hilfe für andere Menschen eine sehr große Bedeutung zuschreibt, sind es bei den mittelstark Religiösen mit 66% und bei den stark Religiösen mit 77% deutlich

mehr, für die ein solches Verhalten für das eigene Leben konstitutiv ist.

1.3 Die Bedeutung beruflicher Aspekte

Schol: Erfolg im Beruf spielt bei allen Befragten eine große Rolle, für zwei Drittel hat er sogar eine sehr große Bedeutung. Nur eine sehr kleine Gruppe hält ihn im Leben für bedeutungslos. Das gilt für Männer und Frauen gleichermaßen, hat allerdings in den jüngeren Altersgruppen und bei denen, die aus Familien mit einem niedrigeren sozialen Status kommen, eine etwas höhere Valenz.

Mit dem Statement *Erfüllung in der Arbeit* sollte die arbeitsinhaltliche Orientierung der Frauen erfragt werden. Es ging hier also nicht um die instrumentellen und materiellen Aspekte beruflicher Erwerbsarbeit, sondern um die Frage, welche Zufriedenheit und Erfüllung sie im Erwerbs- und Arbeitsleben suchen bzw. für sich erwarten. Unabhängig vom Geschlecht hat dieser Aspekt des Lebens mit 82% eine sehr hohe Bedeutung bei fast allen. Auf diesem hohen Sockel von Wertschätzung gibt es dennoch Differenzen zwischen den Männern und Frauen. Für die Frauen spielt der Aspekt des beruflichen Engagements eine noch größere Rolle als für die Männer (86% zu 77%), möglicherweise ein Indikator für ihre insgesamt eher schwächer ausgeprägte materielle Lebensorientierung. Während die älteren Befragten die Bedeutung des Berufserfolges etwas geringer einschätzen als die jüngeren, ist es bei der Frage nach der arbeitsinhaltlichen Identifikation der Arbeit umgekehrt: Sie gewinnt mit zunehmendem Alter und einer damit verbundenen Nähe zur realen Arbeitswelt für diese Gruppe eine noch größere Bedeutung.

Dass sich bei der Bedeutungszuschreibung beruflicher Aspekte keine nennenswerten Unterschiede nach dem Grad der Religiosität finden lassen, mag auch damit zusammenhängen, dass die in der protestantischen Berufsethik verankerte Relevanz von Berufstätigkeit und Berufserfolg längst als säkularisierte Norm in das Bewusstsein von religiösen und nichtreligiösen Menschen eingedrungen und verinnerlicht worden ist.

1.4 Die Bedeutung materieller Aspekte

Busch: Etwa die Hälfte der Befragten zeigt bei dem Statement *Mich modisch kleiden zu können* eine eher zurückhaltende Einschätzung, nur für ca. jede/n Dritte/n spielt die modische Kleidung eine sehr große Rolle. Es sind somit weniger als diejenigen, für die das gar keine Bedeutung hat. In der Einschätzung der Bedeutung des modischen Kleidungsverhaltens finden sich aber oberhalb einer in der Tendenz gleichen Einschätzung nicht unerwartete Unterschiede zwischen den Männern und Frauen. Während jeder dritte Mann angibt, dass modische Kleidung für ihn gar keine Bedeutung hat, ist es bei den Frauen nur jede Fünfte (21%).

Als einen weiteren Indikator für eine materielle Lebensorientierung haben wir die Bedeutung eines hohen Einkommens herangezogen. Nur eine Minderheit von ca. 6% schreibt diesem gar keine Bedeutung für das eigene Leben zu, das gilt für die stark religiösen Befragten etwas stärker als für die anderen. Für mehr als 40% spielt dieser Aspekt aber eine große Rolle; ein noch etwas größerer Teil der Befragten hält sich dabei eher bedeckt. Männer und Frauen stimmen auch hier in der Richtung der Gewichtung weitgehend überein, wenngleich die Männer sich etwas häufiger für die sehr große Bedeutung eines hohen Einkommens entscheiden und die Frauen dafür bei der eher indifferenten Haltung geringfügig überdurchschnittlich häufiger geantwortet haben. Zwischen den Altersgruppen gibt es nur sehr geringe Unterschiede. Die jüngsten Befragten präferieren etwas stärker die modische Kleidung sowie das hohe Einkommen. Einen erkennbaren Unterschied bei der Bedeutung eines höheren Einkommens gibt es zwischen denen, die aus sozial schwächeren und aus sozial starken Familien kommen. Für Erstere ist dieser Aspekt des Lebens von höherer Relevanz als für die anderen (49% zu 39%).

1.5 Die Bedeutung selbstbezogener/hedonistischer Aspekte

Scholz: Selbstverwirklichung hat für ca. 80% aller Befragten eine sehr große Bedeutung, nur für jede/n Fünfte/n spielt diese keine

besondere Rolle; das gilt für Männer wie Frauen gleichermaßen. Dieser Aspekt der Wertorientierung hat sowohl für die stark Religiösen eine geringere Bedeutung (74% zu 83% der gar nicht Religiösen) wie auch für die Befragten aus Elternhäusern mit niedrigem Sozialstatus (75% zu 84%). Viel Freizeit zu haben ist nur für eine Minderheit von 4% völlig unbedeutend. Zu etwa gleichen Teilen hat es jeweils für ca. 50% entweder eine mittelgroße oder eine sehr große Bedeutung. Auch in dieser Hinsicht zeigen sich zwischen Männern und Frauen nur kleine Unterschiede – mit einer leichten Präferenz der Männer für die hohe Wertschätzung der Freizeit.

Beim Statement *Keinen Leistungsdruck verspüren* gibt es geringe Unterschiede in der Einschätzung zwischen den Frauen und Männern. Die Männer scheinen dem Leistungsdruck im Leben insgesamt etwas gelassener entgegenzusehen als die Frauen, die ihm kritischer gegenüberstehen. Während ein Leben ohne Leistungsdruck für jede dritte Frau eine sehr große Bedeutung hat, ist es bei den Männern nur jeder Vierte. Mit dem Grad der Religiosität verändert sich diese Einschätzung nicht. Das gilt im Wesentlichen auch für das Lebensalter, wenngleich hier der Aspekt der Selbstverwirklichung ebenso wie der der Freizeit bei den Älteren etwas stärker betont wird, während sie mit dem Leistungsdruck etwas gelassener umgehen.

1.6 Die Bedeutung von Religiosität

Schol: In den Lebensentwürfen der jungen Männer und Frauen scheint das Religiöse insgesamt keine besondere Rolle zu spielen. Nur für eine Minderheit von 12% hat dieser Aspekt eine sehr große Bedeutung. Die Mehrheit (65%) hält es für explizit unbedeutend. Das variiert zwar nicht im Grundmuster, wohl aber im Detail zwischen Männern und Frauen. Die Bedeutung einer religiösen Lebensführung ist bei den Männern noch schwächer ausgebildet als bei den Frauen. Mehr als 70% messen dem gar keine, nur 10% eine sehr große Bedeutung zu. Bei den Frauen sind die Gewichte geringfügig anders verteilt. 58% von ihnen halten dieses für unbedeutend, 13% für sehr bedeutend in ihrem Leben. Das sehen die jüngeren Befragten genauso wie die älteren.

Es liegt in der Natur der Sache, dass das von den Befragten anders gesehen wird, die sich nach eigener Einschätzung für stark religiös halten. Für 61% dieser insgesamt relativ kleinen Gruppe hat es eine sehr große, für nur 6% hat es gar keine Bedeutung.

2. Erwartungen an eine gute Ehe

Scholz: Ein wichtiger Teil unserer Befragung bezog sich auf die Erwartungen der jungen Menschen an eine gute Ehe. Wir haben dazu insgesamt 17 Statements ausgewählt, die sich in sechs Dimensionen zusammenfassen lassen. Sie umfassen Aspekte von Treue, Toleranz, Konsens in Grundsatzfragen des gemeinsamen Zusammenlebens, gemeinsame Interessen, Vorstellungen über partnerschaftliches Zusammenleben und materielle Zufriedenheit.

In der gruppierten Liste der Antworten stechen zwei Dimensionen mit deutlichem Abstand zu den anderen hervor; sie zeigen eine eher traditionelle und konventionelle Erwartungshaltung an eine gute Ehe. Gemeint ist damit einerseits die Erwartung der Toleranz, des gegenseitigen Respekts und der Bereitschaft, sich gegenseitig verzeihen zu können ($x = 5.6$) und andererseits die Forderung nach emotionaler und sexueller Treue beider Partner ($x = 5.5$). Diesen beiden Dimensionen mit der höchsten Priorität folgen die Erwartung einer partnerschaftlichen Beziehung, die auch das Recht der Frau auf eine eigene Berufsbiographie mit einschließt ($x = 4.8$), ferner eine gesicherte materielle Basis (Wohnung und angemessenes Einkommen), das Vorhandensein gemeinsamer Interessen und Freunde ($x = 4.3$) sowie – mit der geringsten Priorität – der Konsens in Grundsatzfragen ($x = 3.8$). Zu Letzteren zählen der gemeinsame Kinderwunsch, die Übereinstimmung in der Kindererziehung und in Geldfragen sowie gemeinsame religiöse und politische Überzeugungen. Eine relativ große Bedeutung kommt auch dem Einzelaspekt einer glücklichen sexuellen Beziehung zu ($x = 5.0$), während die Forderung nach gleicher sozialer Herkunft nur von geringer Bedeutung ist ($x = 2.6$).

Wie schon bei der Frage nach den allgemeinen Wertorientierungen werden auch hier in den nachfolgenden Ausführungen

die einzelnen Statements nach dem Geschlecht, der selbst zugeschriebenen Religiosität, der sozialen Herkunft und dem Alter der Befragten untersucht – wieder jeweils als Unterpunkte der umfassenderen Dimensionen der Frage nach dem, was für eine gute Ehe für wichtig gehalten wird.

2.1 Emotionale und sexuelle Treue

Busch: Für die große Mehrheit der Männer und der Frauen hat die gegenseitige sexuelle Treue für eine gute Ehe eine herausgehobene Bedeutung, die bei den Frauen noch etwas stärker ausgeprägt ist als bei den Männern (86% zu 81%) und die bei den jüngsten Befragten eine etwas größere Zustimmung findet als bei den ältesten (87% zu 80%). Ebenso betonen diejenigen aus Familien mit niedrigem sozialen Status diesen Aspekt etwas stärker als Befragte aus Elternhäusern mit hohem sozialen Status; nur eine verschwindend kleine Gruppe von 2% hält sie als Qualitätskriterium für die Ehe für unbedeutend.

Noch bedeutsamer als die sexuelle Treue ist die gegenseitige emotionale Treue. Sie wird von fast allen Befragten als eine sehr wichtige Voraussetzung für eine gute Ehe gesehen. Auch hier gibt es geringe Unterschiede zwischen den befragten Frauen und Männern, die allerdings durch den hohen Sockel an Zustimmung eher vernachlässigt werden können. In der Einschätzung der sexuellen und emotionalen Treue gibt es auch nur geringe Zusammenhänge mit den religiösen Orientierungen. Zwar ist die Bedeutung dieser beiden Aspekte für eine gute Ehe bei den stark Religiösen noch etwas ausgeprägter als bei den anderen; das wird aber auch hier durch das insgesamt hohe Niveau an Zustimmung relativiert.

2.2 Toleranz und Respekt

Schol: Die hohe Wertschätzung, die das gegenseitige Verzeihen können bei allen Befragten hat, differiert kaum zwischen Männern und Frauen oder nach religiöser Orientierung und Alter. In allen Gruppen halten mehr als 90% dieses für sehr wichtig. Nur

insgesamt fünf von 2.080 Befragten halten es für völlig unwichtig.

Die traditionellen Wertorientierungen setzen sich auch bei der Einschätzung gegenseitigen Respekts und Toleranz in der guten Ehe fort. Mehr als 95% der befragten Männer und Frauen halten sie für sehr wichtig.

2.3 Konsens in Grundsatzfragen

Busch: Beim gemeinsamen Wunsch nach Kindern zeigen sich erhebliche Unterschiede zwischen den Männern und Frauen sowie zwischen den religiösen Orientierungen. Die Frauen sind mit Blick auf die Merkmale einer guten Ehe sehr viel stärker kinderorientiert. Während nur 51% der Männer den gemeinsamen Kinderwunsch für eine wichtige Bedingung einer guten Ehe halten, sind es bei den befragten Frauen 66%. Nur 8% gegenüber 12% der Männer halten Kinder dafür für entbehrlich. Noch deutlicher korreliert dieser Aspekt mit dem Ausmaß an Religiosität. Für jede/n Zweite/n aus der Gruppe derer, die sich als nicht religiös sehen, ist der Kinderwunsch sehr wichtig für eine gute Ehe, bei denen mit einer mittleren Ausprägung religiöser Selbstwahrnehmung sind es 67% und bei denen mit starker religiöser Bindung sogar 71%.

Diese Unterschiede zwischen Männern und Frauen und stark und schwach religiös Orientierten beim gemeinsamen Kinderwunsch zeigen sich in derselben Tendenz auch bei der Frage nach der Übereinstimmung in der Kindererziehung. Während 75% aller befragten Frauen dieses für eine sehr relevante Bedingung für eine glückliche Ehe halten, sind es bei den Männern nur 56%. Dieses ist zwar auch Mehrheitsauffassung, sie ist jedoch deutlich eingeschränkter als bei den Frauen. Von den Befragten mit einer starken Religiosität sind drei Viertel der Meinung, dass die Übereinstimmung in der Kindererziehung eine sehr wichtige Bedingung für die Ehe ist, bei den anderen sind es nur 68% (mittlere Religiosität) bzw. 62% (gar nicht religiös).

Übereinstimmung in Geldfragen ist zwar für fast jede/n zweite/n Befragte/n eine sehr wichtige Voraussetzung für eine gute Ehe, sie hat aber eine deutlich geringere Bedeutung als die eher emo-

tional-sozialen Aspekte im Verhältnis zwischen den Ehepartnern. Hier erweisen sich die Frauen als realitätsbezogener. Während bei ihnen 54% diesen Aspekt des Ehelebens für sehr wichtig halten, sind es bei den Männern nur 38%. Bei ihnen ist dagegen der Anteil derer deutlich größer, die dieses weder für sehr wichtig, noch für sehr unwichtig halten. Die Einschätzung der Übereinstimmung in Geldfragen in der guten Ehe variiert etwas mit dem Alter der Befragten. Sie ist bei den Jüngeren bis zum Alter von 20 Jahren deutlich höher als in den mittleren Altersgruppen. Leichte Zusammenhänge bestehen auch mit der sozialen Herkunft: Für diejenigen aus Familien mit niedrigem sozialen Status hat dieser Aspekt eine etwas größere Bedeutung.

Busch: Die religiöse Übereinstimmung ist nur für eine Minderheit der Befragten eine sehr wichtige Bedingung für ein gutes Eheleben (10%). Für die große Mehrheit spielt das entweder keine Rolle (60%) oder ist weitgehend irrelevant (28%). Zwischen den Frauen und Männern gibt es dabei aber zum Teil deutliche Unterschiede. Die Männer sind den gemeinsamen religiösen Überzeugungen gegenüber indifferenter als die Frauen. Während für zwei Drittel der Männer dieser Aspekt für eine gute Ehe völlig unwichtig ist, sind im Vergleich dazu nur 55% der Frauen dieser Auffassung. Insgesamt scheinen die Frauen der religiösen Übereinstimmung in der Ehe eine etwas größere Bedeutung zuzuschreiben. Es liegt nahe, dass es hier einen deutlichen Zusammenhang mit dem Grad an religiöser Bindung gibt. Tatsächlich spielt dieses insbesondere für die stark religiösen Befragten eine überdurchschnittliche Rolle im Vergleich mit den anderen Gruppen. Bei ihnen ist die Zustimmung zu diesem Aspekt der Ehe mit 42% zehnmal so groß wie bei den nicht religiösen Befragten. Die Bedeutung, die dieser Personenkreis sowohl der Übereinstimmung in den Zielen und Wegen der Erziehung der eigenen Kinder wie der gemeinsamen religiösen Überzeugungen zumisst, könnte ein Ausdruck dafür sein, dass dadurch ihre religiösen Wertorientierungen in die nächste Generation tradiert werden sollen. Allerdings können wir dieses nur vermuten, gefragt haben wir nicht danach.

Schol: Für die große Mehrheit der Befragten ist Politik eine weitgehend private und individuelle Angelegenheit, die auch bei di-

vergiehenden Auffassungen dazu keinen Einfluss auf die Ehe haben sollte. Nur 12% halten die Übereinstimmung in politischen Angelegenheiten in der Ehe für sehr wichtig, 40% sehen dies als völlig unwichtig an und etwa jede/r Zweite hält sie weder für besonders wichtig noch für besonders unwichtig. Auch hier zeigen sich unterhalb eines weitgehend übereinstimmenden Musters kleine Unterschiede in der Bewertung zwischen den Männern und den Frauen. Die Männer sehen in fehlender Übereinstimmung bei politischen Fragen noch seltener ein Problem für die eheliche Harmonie als die Frauen.

2.4 Gemeinsame Interessen und Freunde

Busch: Gemeinsame Interessen in der Ehe sind wichtig, sie gehören aber nicht zu den Bedingungen mit einer sehr hohen Priorität. Etwa jeweils die Hälfte der Befragten halten sie für wichtig bzw. von nur nachgeordneter Bedeutung. Dabei zeigen sich Unterschiede zwischen den Männern und Frauen. Während von den Frauen 55% dieses für sehr wichtig halten, sind es unter den Männern nur 44%.

Gemeinsame Freunde und Bekannte spielen vor allem bei den Männern eine eher geringe Bedeutung als Bedingung für eine gute Ehe. Die Selbstgenügsamkeit der Zweier- oder Dreierbeziehung (gemeint sind damit Mann, Frau und Kind) ist bei ihnen offensichtlich ausgeprägter als bei den Frauen. Nur jeder Dritte hält die sozialen Kontakte mit Freunden und Bekannten für sehr wichtig gegenüber 44% der Frauen. Auch für die stark Religiösen haben gemeinsame Freunde und Bekannte ein etwas stärkeres Gewicht als für die anderen. Dieser gesellige Aspekt spielt aber auch in dieser Gruppe nur für knapp jede/n Zweite/n eine sehr wichtige Rolle in einer guten Ehe.

2.5 Partnerschaftliches Zusammenleben

Scholz: Bei keinem Statement in der Frage nach den Erwartungen an eine gute Ehe ist der Unterschied zwischen Männern und Frauen so ausgeprägt wie bei der Einstellung zur Erwerbstätigkeit beider Geschlechter. Für 82% aller befragten Frauen

hat dieses eine sehr große Bedeutung für bzw. in eine/r guten Ehe, während bei den Männern nur 52% dieser Meinung sind. Entsprechend sind auch die Unterschiede in der Einschätzung der Bedeutungslosigkeit dieses Aspektes. Offenkundig sind dies deutliche Hinweise auf die wachsende Relevanz, die eine eigene Erwerbstätigenbiographie vor allem bei jungen Frauen hat. Sie scheinen zunehmend weniger bereit zu sein, darauf in der Ehe zu verzichten.

Ähnlich wie bei der Frage nach der Bedeutung der Erwerbstätigkeit der Frau zeigen sich klare Unterschiede zwischen Männern und Frauen bei der Frage nach der gemeinsamen Verantwortung und Zuständigkeit für den Haushalt. Für zwei Drittel aller Frauen ist das eine Voraussetzung für eine gute Ehe, während bei den Männern nur knapp 50% einer partnerschaftlich-gleichberechtigten Eheführung diese Bedeutung zuschreiben. Es scheint so zu sein, dass die traditionellen Rollenvorstellungen über die Arbeitsverteilung in der Ehe bei vielen Männern zumindest noch subkutan zu finden sind. Der Grad an religiöser Bindung spielt in der Einschätzung der hier gemessenen partnerschaftlichen Vorstellungen ebenso wenig eine Rolle wie beim Alter.

2.6 Materielle Zufriedenheit

Busch: In der Einschätzung der guten Wohnbedingungen für eine gute Ehe zeigt sich zwischen Männern und Frauen ein hohes Maß an Gemeinsamkeit. Für etwas mehr als die Hälfte (58%) sind sie ein sehr wichtiger Aspekt, in beiden Gruppen ist aber jeweils auch ein Drittel aller Befragten der Meinung, dass das zwar wichtig, aber eben doch nicht von zentraler Bedeutung ist.

Was für die Wohnverhältnisse gilt, trifft fast identisch auch für ein angemessenes Einkommen zu. Ohne dass danach gefragt wurde, was darunter konkret verstanden wird, kann festgestellt werden, dass dieser Aspekt zwar bedeutsam ist – jeweils fast 60% halten das angemessene Einkommen für sehr wichtig in einer guten Ehe –, für jede/n Dritte/n spielt er aber keine besondere Rolle. Die stark religiös orientierten Jugendlichen messen diesem Aspekt der materiellen Zufriedenheit eine insgesamt etwas geringere Bedeutung zu, ohne sich dabei auffallend von den

anderen zu unterscheiden. Geringe Unterschiede gibt es auch zwischen den jüngeren und älteren Befragten vor allem bei der Einschätzung guter Wohnverhältnisse. Der materielle Aspekt hat bei ihnen eine insgesamt höhere Bedeutung als Bedingung für eine gute Ehe als für die Älteren; das gilt in der Tendenz auch für diejenigen aus niedrigen soziokulturellen Milieus.

2.7 Emotionale Übereinstimmung und soziale Homogenität

Scholz: Die geistig-seelische und emotionale Übereinstimmung als Basis für eine gute Ehe scheint auf der Ebene der normativen Äußerungen noch deutlich wichtiger zu sein als die Bedeutung einer glücklichen sexuellen Beziehung. Drei Viertel halten sie für sehr wichtig, nur eine verschwindend kleine Gruppe hält sie für unwichtig, aber ca. jede/r Vierte schreibt ihr keine konstitutive Bedeutung zu. Hierzu äußern sich Männer und Frauen fast identisch. Das gilt auch für die Altersgruppen.

Für eine gute Ehe spielt dagegen die gemeinsame soziale Herkunft bei der Mehrheit der Befragten überhaupt keine (53%) oder zumindest keine besondere Rolle (weitere 38%). Nur jede/r Zehnte hält sie für bedeutsam. Auf diesem hohen Sockel eher egalitärer Vorstellungen im Hinblick auf die soziale Herkunft zeigen sich allerdings deutliche Unterschiede in der starken Geringschätzung der Relevanz dieses Aspektes für eine gute Ehe zwischen den Männern und den Frauen. Während 60% der Männer dieses für völlig irrelevant halten, sind es bei den Frauen mit 46% deutlich weniger.

3. Formen des künftigen Zusammenlebens

3.1 Nichteheliche Lebensgemeinschaften (NEL) oder Heirat als Zukunftsoption

Scholz: Mit weiteren Fragen wollten wir wissen, welche Vorstellungen und Wünsche die befragten Jugendlichen zur Form des Zusammenlebens mit ihrer zukünftigen Partnerin/ihrem zukünftigen Partner haben. Es ging hier insbesondere darum, die

Akzeptanz der NEL zu erfahren und herauszufinden, ob und in welchem Maße eine direkte Heirat angestrebt wird bzw. das Zusammenleben gleichsam auf Probe und Prüfzeit für eine endgültige Bindung vorgezogen wird (vgl. u. a. Matthias-Bleck 2005).

Was die amtliche Statistik bereits zeigt, findet seine Entsprechung auch in unserer Befragung. Die nichtehelichen Lebensgemeinschaften haben als bewusst gewählte, überwiegend als transitorisch gemeinte Lebensphase bei den jungen Menschen eine hohe Akzeptanz bzw. ein hohes Maß an Attraktivität. Drei Viertel aller von uns Befragten planen oder stellen sich vor, zunächst auf Probe mit dem Partner/der Partnerin zusammenzuleben und erst dann evtl. auch zu heiraten. Der Wunsch, zukünftig allein ohne die verpflichtenden Bedingungen von festen Partnerschaften zu leben, wird nur von wenigen präferiert. Es ist überraschend, dass sich in dieser Frage nur 12% unsicher sind, wie sie sich ihr zukünftiges Leben im Hinblick auf eine Partnerschaft vorstellen. Auch die strikte Bindung eines festen Zusammenlebens in einer Ehe spielt eine nur sehr untergeordnete Rolle (5%). Das Grundmuster, das hier zum Ausdruck kommt, findet sich in gleicher Weise bei den Männern wie bei den Frauen. Die befragten Frauen sind allerdings noch entschlossener in der Wahl (vorübergehender) nichtehelicher Lebensgemeinschaften mit dem Ziel der späteren Heirat als die Männer (72% zu 64%); der Anteil derer, die sich noch nicht festlegen wollen (oder können) ist bei den Männern etwas größer.

Busch: Auch hier findet sich ein erkennbarer Zusammenhang mit dem Grad der Religiosität der Befragten. Es zeigt sich, dass sie eine eher konservative Haltung und Lebensplanung haben was die Partnerbeziehungen betrifft. So ist ihr Anteil unter der insgesamt nur kleinen Gruppe von Jugendlichen (4%), die dagegen sind, vor einer Heirat erst mit ihrer Partnerin bzw. ihrem Partner zusammenzuleben, mit 17% viermal so hoch wie in der Gesamtgruppe und sogar mehr als zehnmals so hoch wie bei denjenigen, die nach eigener Einschätzung gar nicht religiös sind. Das bestätigt sich auch bei der Option, ohne Heiratsabsicht mit einer Partnerin bzw. einem Partner zusammenzuleben. Zusammenhänge mit der sozialen Herkunft sind nicht erkennbar.

Scholz: Insgesamt kann festgestellt werden, dass die Heirat für die befragten Männer und Frauen sowie in allen Altersgruppen und auch unabhängig von der sozialen Herkunft eine ernsthafte Entscheidung für das zukünftige Leben ist, dass es aber – mit Unterschieden zu den stark religiös eingestellten Befragten – als völlig normal und undramatisch gesehen wird, vor der Heirat gemeinsam zusammenzuleben, um erst dann – nach entsprechend guten Erfahrungen – die Beziehung durch die Heirat formell zu legalisieren.

3.2 Gründe für und gegen eine Heirat

Busch: Vor diesem Hintergrund interessierten uns nun die Motive, die die Entscheidung für eine Heirat bestimmen und die Gründe der Minderheit, für die eine Heirat nicht zur Lebensplanung gehört.

Es sind im Wesentlichen drei Argumente, die bei der Entscheidung für eine Heirat eine Rolle spielen. An erster Stelle steht die Liebe zum Partner bzw. zur Partnerin. Von Männern wie von Frauen wird diese von ca. 90% genannt und genießt damit die höchste Priorität. Ganz offensichtlich setzt sich die Entwicklung zur romantischen Liebesheirat auch in der nächsten Generation unabhängig vom Geschlecht und Alter der Befragten ungebrochen fort (zur Bedeutung der romantischen Liebesehe vgl. Nave-Herz 2004, 144). Diese Tendenz zur Emotionalisierung der Ehe und Heirat bestätigt sich auch durch die hohe Nennung des Wunsches nach Sicherheit und Geborgenheit, der bei den Frauen noch stärker genannt wird als bei den Männern (78% zu 70%). Die Ehe wird ganz offensichtlich von vielen jungen Menschen als eine geeignete Lebensform gesehen, in der solche Bedürfnisse zu erfüllen sind. Externe Einflüsse durch Herkunftsfamilie und Freunde bzw. Bekannte sind nur für wenige der Befragten ausschlaggebend für eine Heirat. Diese Entscheidung wird bzw. soll weitgehend ohne den Druck gesellschaftlicher Konventionen erfolgen. Eine gewisse Polarisierung zwischen der Betonung des emotionalen Aspektes und zweckrationaler Überlegungen zeigt sich im Antwortmuster durch die relativ starke Nennung der materiellen/finanziellen Vorteile, die die Befragten sich von

der Heirat versprechen. Mit 18% ist sie zwar nur von einer Minderheit genannt worden, im Antwortspektrum hat sie aber die dritthöchste Priorität – bei Männern wie bei den Frauen. Bemerkenswert erscheint, dass eine Schwangerschaft kein zwingender Grund für eine Heirat ist – für die Frauen noch weniger als für die Männer. Offenkundig ist eine Schwangerschaft nur dann Auslöser für eine Heirat, wenn sie um die emotionalen Aspekte, vor allem um Liebe und das Gefühl der Sicherheit und Geborgenheit ergänzt wird.

Scholz: Der Grad der Religiosität wirkt sich nur schwach bzw. vereinzelt auf die Gründe nach einer geplanten oder bereits realisierten Heirat aus. Lediglich der Wunsch nach Kindern ist bei den religiös orientierten Befragten als Heiratsgrund noch stärker ausgeprägt als bei denen, die sich als überhaupt nicht religiös einordnen. Die soziale Herkunft der Befragten wirkt sich nicht auf diese Überlegungen aus.

Bei der Auswertung der Frage, warum man nicht heiraten möchte, muss beachtet werden, dass sie den kleinen Teil von Befragten betrifft, der ausdrücklich nicht heiraten möchte (N = 286; ca. 12% aller Befragten). Das schränkt die empirische Aussagekraft ein und relativiert die Ergebnisse. Das Antwortmuster zeigt bei den meisten aus dieser Gruppe keine grundsätzliche Ablehnung der Heirat. Es drücken sich in den angegebenen Gründen eher Befürchtungen vor Enttäuschungen bzw. Ängste vor dem Scheitern der Ehe und den daraus folgenden Konsequenzen aus. Das gilt im Grundsatz gleichermaßen für Männer wie für die Frauen. Mit großem Abstand ist das Hauptmotiv die Feststellung, dass die Ehe/Heirat kein Garant dafür ist, ein Leben lang zusammenzuleben. Diese gleichsam antizipierte Angst vor der Enttäuschung durch Trennung der Partner wird von den Frauen noch stärker genannt als von den Männern (72% zu 63%). In dieses Muster fügen sich auch die anderen hoch bewerteten Argumente ein. Fast 40% aller Männer und Frauen befürchteten zu große Probleme bei einer Trennung – dieser Anteil liegt bei den Befragten aus Familien mit niedrigem sozialen Status noch höher –, und jeder vierte Mann und jede dritte Frau kennt offensichtlich zu viele Ehen, die wieder geschieden werden. Das weist darauf hin, dass die Ablehnung der Ehe vor allem von ihrem

befürchteten Ende her interpretiert wird und weniger von den positiven Erwartungen, die zur Eheschließung führen. Aus diesem Muster brechen die beiden anderen relativ oft genannten Argumente aus. Für fast jeden Dritten – bei nur geringen Unterschieden zwischen Männern und Frauen – gibt es grundsätzliche Ablehnungsgründe, weil die Ehe eine Partnerschaft eher enger als beflügelt – hier weichen die stark Religiösen mit nur 12% deutlich ab. Eine ebenso große Zahl der Befragten – hier sind es vor allem die Älteren – möchte sich vom Staat nicht vorschreiben lassen, wie die eigene Form des Zusammenlebens organisiert wird. Dieses wird ausschließlich als private Angelegenheit interpretiert. Schließlich bleibt noch festzustellen, dass nur etwa jede/r Zehnte aus dieser Gruppe kategorisch keine feste Bindung eingehen möchte und deshalb auch die Heirat ablehnt.

4. Kinderwunsch in der eigenen Lebensplanung

Busch: Wir haben bereits festgestellt, dass in den Wertorientierungen der befragten Jugendlichen der Wunsch nach einer eigenen Familie eine hohe Priorität hat. Familie bedeutet aber, Kinder zu haben, gleichgültig, ob eine Partnerschaft besteht bzw. welche rechtliche Form diese Partnerschaft hat. Wir wissen aus allen bisher vorliegenden empirischen Untersuchungen, dass der starke Rückgang der Geburten in Deutschland (und in anderen Teilen Europas) keine grundsätzliche Absage an Kinder ist, sondern in den meisten Fällen das (ungewünschte) Ergebnis gesellschaftlicher und/oder individueller Lebensumstände (vgl. Scholz 2005). Durchgängig zeigt sich eine deutliche Diskrepanz zwischen dem (unverbindlichen) Kinderwunsch und seiner Realisierung bzw. seiner Planung. Wir haben deshalb auch vertiefte Informationen zu dem pauschalen Wunsch nach Familie und Kindern erheben wollen und danach gefragt, ob Kinder und – wenn – wie viele Kinder gewünscht werden, weshalb sie in der Lebensplanung wichtig sind, weshalb keine Kinder gewünscht werden und welche wichtigen sozialen und personalen Voraussetzungen für die Entscheidung für Kinder erfüllt sein sollten.

4.1 Eigene Kinder zwischen Wunsch und Wirklichkeit

Scholz: Wie sich zeigt, hängt es vom Lebensalter der Befragten ab, ob sie die Frage nach dem Kinderwunsch schon heute sicher beantworten können. Angesichts der Alterstruktur und Ausbildungssituation in unserem Sample ist deshalb auch die hohe Quote von 18%, die sich in dieser Frage nicht entscheiden wollte, nicht überraschend. Es fällt allerdings auf, dass dieses bei den Männern häufiger zu finden ist als bei den befragten Frauen (21% zu 15%). Wenn man davon ausgeht, dass die Unsicherheit in dieser Frage nicht bedeutet, dass keine Kinder gewünscht oder später geboren werden, dann kann festgestellt werden, dass der Kinderwunsch eine hohe Priorität bei Männern und Frauen aller Altersgruppen hat. Nur ca. 6% aus beiden Gruppen möchten definitiv keine Kinder haben, über 70% sprechen sich für Kinder aus. Beim Kinderwunsch wirkt sich der Grad der Religiosität besonders deutlich aus. Der bereits hohe Sockel von 77% an Kinderwünschen wird von denjenigen, die sich selbst als mittelmäßig und stark religiös betrachten, noch deutlich übertroffen. Jeweils 85% wünschen sich Kinder. Das sind ca. 16% mehr als in der Gruppe derer, die sich als nicht religiös einordnen. Diese Ergebnisse zeigen zweierlei: zum einen, wie stark der Wunsch auch bei jungen Menschen nach eigenen Kindern ist, und zum anderen, in welchem Missverhältnis der Kinderwunsch zur Realität steht. Die Zahl von jungen, zumeist gut ausgebildeten Frauen und Männern (den AkademikerInnen), die Zeit ihres Lebens kinderlos bleiben, steigt kontinuierlich an und liegt heute in Deutschland bei ca. 40% (vgl. Scholz 2005, 159). Mit Ausnahme von Frankreich sieht die Situation in den anderen europäischen Ländern ähnlich aus. Ganz offensichtlich ist der Geburtenrückgang auch in der nächsten Generation nicht als Ablehnung und Abwendung von Kindern zu verstehen, sondern als Ausdruck gesellschaftlicher Rahmenbedingungen, die die Realisierung eines Kinderwunsches erschweren oder sogar verhindern. Die normativen Voraussetzungen sind jedenfalls günstiger als das konkrete Verhalten (vgl. Scholz 2005, 160). Daran scheint zumindest kurzfristig auch die Einführung eines Elterngeldes durch die Bundesregierung nichts zu ändern.

Busch: Die Frage nach der Bedeutung von Kindern in den eigenen Zukunftsplänen bestätigt die vorangegangenen Ergebnisse und ihre erste vorsichtige Interpretation. Kinder haben durchweg eine hohe normative Bedeutung für die zukünftigen Lebensentwürfe. Das gilt mit relativ geringen Unterschieden für Männer und Frauen sowie unabhängig von der sozialen Herkunft gleichermaßen. Nur eine Minderheit weist ihnen keine, die deutliche Mehrheit dagegen eine große Bedeutung zu. Dabei ist die Tendenz, Kindern in der eigenen Zukunftsplanung einen hohen Stellenwert einzuräumen, bei den Frauen noch stärker ausgeprägt als bei den Männern. Bei Letzteren scheint dafür die Unsicherheit über diesen Aspekt des zukünftigen Lebens größer zu sein: 31% beziehen hier eine zurückhaltende Position, bei den Frauen sind es mit 23% deutlich weniger.

In der gewünschten Anzahl von Kindern gibt es zwischen Männern und Frauen nur geringe Unterschiede. Die Männer wünschen sich durchschnittlich 2,49 Kinder, die Frauen durchschnittlich 2,42 Kinder. Die stark religiös orientierten Jugendlichen wünschen sich sogar 2,63 Kinder. Das zeigt Zweierlei: Zum einen favorisiert nur eine kleine Minderheit für sich die Ein-Kind-Konstellation und unterstreicht damit noch einmal die vorangegangenen Ausführungen über die Bedeutung der gesellschaftlichen Rahmenbedingungen. Zum anderen wird deutlich, dass der Kinderwunsch bei Männern und Frauen erheblich größer ist als die geplante Umsetzung dieses Wunsches. Kinder sind auch aus der Sicht der heutigen Jugendlichen ein erstrebenswertes und hohes Gut, seine Realisierung stößt aber an relativ enge Grenzen, die mit den gesellschaftlichen strukturellen und normativen Bedingungen und konkurrierenden Lebensentwürfen zusammenhängen. Das ist unabhängig vom Lebensalter und von der sozialen Herkunft unserer Befragten. Um es noch einmal deutlich zu betonen, der Geburtenrückgang in unserer Gesellschaft darf keinesfalls als Ausdruck einer Minderschätzung von Kindern durch die nächste Generation verstanden werden.

4.2 Gründe für und gegen eigene Kinder

Scholz: Der Kinderwunsch spiegelt normative prospektive Erwartungen und eigene Erfahrungen in der Herkunftsfamilie. Das mit großem Abstand am meisten genannte Motiv für Kinder ist der Aspekt bzw. die Erwartung, dass durch sie das Leben bereichert wird. Wenn man dazu noch die relativ hohe Priorität der Aussage heranzieht, dass das Leben seinen Sinn erst durch Kinder bekommt, zeigt sich die hohe normative Bedeutung, die Kinder als Erfüllungsmoment für Lebensgestaltung und Lebenssinn haben. In dieser Einschätzung gibt es zwischen Männern und Frauen und zwischen den Altersgruppen keine grundsätzlichen Unterschiede. Die Männer – und die Befragten aus den höheren soziokulturellen Milieus – betonen das Sinnstiftende etwas stärker, die Frauen dagegen (oder ergänzend) den Aspekt der Lebensbereicherung. Beides meint im Kern aber dasselbe.

Mit deutlichem Abstand zwar, aber insgesamt doch von etwas mehr als der Hälfte aller Befragten genannt, sind ausschlaggebend für den Kinderwunsch die guten Erfahrungen in der Herkunftsfamilie mit den eigenen Geschwistern. Offensichtlich wird bei vielen jungen Menschen dadurch der Wunsch nach eigenen Kindern stimuliert, bei den Frauen noch stärker als bei den Männern (57% zu 48%). Mit Ausnahme der beiden Statements, dass erst Kinder eine richtige Familie ausmachen (jeweils von etwa jedem/r Vierten genannt) und dass Kinderlosigkeit zur Einsamkeit im Alter führt (ebenfalls von etwa jedem/r Vierten genannt), treten die anderen in der Frage angeführten Motive für Kinder in ihrer Bedeutung deutlich zurück. Weder religiöse Verpflichtungsgefühle noch der Wunsch nach gesellschaftlicher Anerkennung durch Kinder werden genannt, wenngleich jede/r Zehnte aus der Gruppe der stark Religiösen Kinder haben möchte, weil dieses gottgefällig ist. Nur für eine kleine Gruppe sind Kinder wichtig für eine glückliche Ehe, das gilt etwas stärker für die jüngeren Befragten. Kinder und Ehe werden unter diesem Aspekt funktional und emotional weitgehend entkoppelt und nicht zwingend in einem Wirkungszusammenhang gesehen, wenn es um Glück und Zufriedenheit geht.

Busch: Bei vielen jungen Menschen werden eigene Kinder mit so hohen Erwartungen an die Elternrolle verbunden, dass aus

diesen Gründen davor zurückgeschreckt wird, Vater oder Mutter zu werden. Mehr als 40% der Frauen und Männer glauben, dass sie diesen Erwartungen nicht gerecht werden können. Das Argument der Überforderung zeigt sich auch in dem Ablehnungsgrund, dass Kinder sehr viel Geduld brauchen. Jeder Dritte der befragten Männer, aber auch 28% der Frauen befürchten, dass sie diese nicht aufbringen können. In der Altersgruppe der unter 18-jährigen sind diese Befürchtungen vergleichsweise schwach ausgeprägt. In diese Argumentation passt auch die Befürchtung, dass Kinder zu viel Zeit und Aufmerksamkeit binden. Mehr als 40% aller Frauen und Männer führen dies als Grund an; in der Gruppe derer, die aus Familien mit niedrigem sozialen Status kommen, ist dieser Anteil mit 47% sogar noch höher. Ein weiteres wichtiges Argumentationsmuster für die Ablehnung eigener Kinder ist eine diffuse, etwas kulturpessimistisch anmutende Zukunftsangst. Jeweils etwa ein Drittel der Befragten nennt hierbei die unsichere eigene Zukunft und die Gefahr von Arbeitslosigkeit sowie eine insgesamt pessimistisch eingeschätzte Zukunftserwartung – das gilt vor allem für die Befragten, die aus den höheren Sozialgruppen kommen. Vor allem die befragten jungen Frauen sehen zudem in Kindern eine zu starke Einschränkung ihrer beruflichen Ambitionen (41% gegenüber 30% bei den Männern). Es ist eine durchaus realistische Einschätzung der Frauen, dass es für sie sehr viel schwieriger ist, berufliche und familiäre Ansprüche miteinander zu verbinden und beide Lebensbereiche befriedigend zu realisieren. Finanzielle Belastungen und damit verbundene Einschränkungen in der Lebensführung durch Kinder haben bei den Männern ein größeres Gewicht als bei den Frauen. Während mehr als jeder dritte Mann dieses Argument anführt, hat es bei den Frauen mit 25% sowie bei denjenigen aus sozial niedrigen Familienmilieus mit 22% ein deutlich geringeres Gewicht. Die antizipierten finanziellen Belastungen durch Kinder werden vor allem von den jüngsten Befragten genannt. Es entspricht der Tendenz der bisherigen Ergebnisse, dass aus diesem Grundmuster die Personen mit stark religiöser Bindung dadurch herausfallen, dass fast alle Argumente gegen Kinder von ihnen deutlich seltener genannt werden. Hier drückt sich der insgesamt höhere Wunsch nach Kindern aus.

Schol: Wie verantwortungsbewusst die Entscheidung für Kinder getroffen werden soll, zeigt sich sehr deutlich in dem Antwortmuster zu der Frage, welches die wichtigsten Voraussetzungen dafür sind, um Kinder zu haben. Kinder sind gewünscht bzw. der Kinderwunsch soll erst dann realisiert werden, wenn bestimmte materielle und immaterielle Voraussetzungen gegeben sind. Dabei kommt dem emotionalen Aspekt eine herausgehobene Bedeutung zu. Verlangt wird von 70% der Männer und von 67% der Frauen der Konsens beider Partner in dieser Frage. Darüber hinaus hält jede/r Dritte für wichtig, dass der Wunsch nach einem Kind erkennbar ist und Kinder nicht ungeplant zur Welt kommen. Beide Partner müssen das Kind so wollen, dass es von Vater und Mutter angenommen wird. Außerdem müssen bestimmte materielle Voraussetzungen gegeben sein. Dazu zählt vor allem die finanzielle Unabhängigkeit der Eltern, die Frauen für noch bedeutsamer halten als Männer. Für 60% der befragten Frauen ist dies unverzichtbar, bei den Männern wird dieser Aspekt von 52% genannt. In diese Dimension der Argumentation passt auch die Erwartung, dass eine feste Anstellung als materielle Basis vorausgesetzt sein sollte. Dieser Aspekt wird von den Männern häufiger genannt als von den Frauen (27% zu 20%). Es sind vor allem die jüngeren Befragten, die in gesicherten materiellen Lebensverhältnissen eine notwendige Voraussetzung für Elternschaft sehen. Eine weitere wichtige Voraussetzung, die auf die hohe Einschätzung der verantwortungsvollen Elternschaft verweist, ist die Erwartung, dass Eltern über Lebenserfahrung verfügen, Väter und Mütter also nicht zu jung sein sollten: Vier von zehn Befragten halten das für besonders wichtig – ohne bemerkenswerten Unterschied zwischen Männern und Frauen oder zwischen denen mit unterschiedlich starken religiösen Orientierungen.

Busch: Bei der Einschätzung der wichtigsten Voraussetzungen für die Elternschaft gibt es hohe Übereinstimmung zwischen den Befragten mit unterschiedlicher sozialer Herkunft, aber auch Unterschiede in Einzelaspekten. So hat die Lebenserfahrung bei denen, die aus höheren Milieus kommen ein größeres Gewicht, während die finanziellen Bedingungen bei denen, die aus Fami-

lien mit niedrigem sozialen Status kommen, eine größere Bedeutung haben.

4.3 Kindeswohl bei Alleinerziehenden

Scholz: Im Rahmen gesellschaftlicher Veränderungen und einer Neuorientierung vieler Frauen in ihrem Rollenverständnis nimmt die Zahl der Alleinerziehenden – es sind vor allem Mütter – kontinuierlich zu (vgl. Nave-Herz 1994, 91ff., sowie Ohling 2002). Damit steigt zwangsläufig auch die Zahl von Kindern, die vorrangig nur bei einem Elternteil wohnen. Bei der Entscheidung, wem das Sorgerecht für das Kind bzw. die Kinder zugesprochen werden soll, wenn sich die Eltern trennen, steht nach der Intention des geltenden Kindschaftsrechts und nach der Praxis der Rechtsprechung das Kindeswohl im Vordergrund. Dort, wo das Kindeswohl am ehesten gesichert ist, soll auch das Sorgerecht für das Kind verbleiben. Uns interessierte in diesem Zusammenhang, wie die Jugendlichen die Konsequenzen einer Trennung der Eltern für die Kinder einschätzen, ob sie Nachteile dieser Kinder gegenüber solchen Kindern sehen, die bei beiden Elternteilen aufwachsen und wer am besten geeignet ist, im Falle einer Trennung das Kindeswohl zu sichern.

Busch: Die Frage nach den Vor- und Nachteilen von Kindern, die nur bei ihrem Vater oder bei ihrer Mutter leben, polarisiert zwischen Männern und Frauen nur relativ schwach. Es bildet sich ein sehr klares Antwortmuster heraus: Kinder alleinerziehender Eltern haben nach der Einschätzung unserer Befragten Nachteile gegenüber den Kindern, die bei und mit ihren beiden Elternteilen aufwachsen. Diese werden vorrangig im emotionalen Bereich erwartet. Fast jede zweite Frau und jeder zweite Mann schätzt das so ein. Aber auch materielle Nachteile für diese Kinder werden befürchtet, von den Männern noch stärker als von den Frauen (32% zu 23%). In der generellen Einschätzung der Situation von Kindern ohne beide Elternteile gibt es ebenfalls ein hohes Maß an Übereinstimmung zwischen den Männern und Frauen. Nur sehr wenige der Befragten sehen darin Vorteile für die betroffenen Kinder; fast einhellig werden dagegen Nachteile im Emotionalen und Materiellen gesehen. Hier finden sich auch

keine auffallenden Unterschiede zwischen den Altersgruppen, der sozialen Herkunft bzw. den unterschiedlichen religiösen Orientierungen.

Scholz: Die Antworten auf die Frage danach, ob es für Kinder von Alleinerziehenden besser ist, bei der Mutter oder beim Vater zu leben, mögen überraschen, weil in der Einschätzung dieser Frage keine Präferenz der „natürlichen“ Mutterrolle zu finden ist. Vielmehr dominiert eindeutig eine aufgeklärt-pragmatische Haltung: Nicht das Geschlecht des/der Erziehenden ist in dieser Frage maßgeblich. Es kommt vielmehr auf die Lebensbedingungen an, unter denen Alleinerziehende mit den Kindern leben (müssen). In dieser Einschätzung, die ein Indikator für eine Ent-Mythologisierung und Ent-Biologisierung der Mutterrolle sein könnte, sind sich Männer und Frauen weitgehend einig. Das variiert auch kaum nach dem Geschlecht, dem Alter, der sozialen Herkunft oder den religiösen Orientierungen.

5. Ehe und Familie als Lebensformen

Busch: Die Entwicklungen in den Formen des familiären oder partnerschaftlichen Zusammenlebens in den modernen Gesellschaften sind ambivalent. Im Zuge einer Pluralisierung scheint die traditionelle Dominanz von Ehe und Kernfamilie verloren zu gehen. Die Zahl anderer Lebensformen gewinnt zumindest normativ an Bedeutung (vgl. Nave-Herz 1994, 6f. und 2004, 70f.). Nichteheleiche Lebensgemeinschaften (NEL), Alleinerziehende, kinderlos Alleinlebende, gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaften bilden zwar keine Majorität in unserer Gesellschaft, sie sind aber auch keine ungewöhnlichen Sonderformen des Lebens, sondern durchaus ein Stück gesellschaftlicher Normalität und, wie es scheint, akzeptierter Optionen. Verbunden sind damit zum Teil Befürchtungen einer folgenschweren Entstrukturierung des gesellschaftlichen Grundkonsensus als Folge des Verlustes der sinnstiftenden Funktion der herkömmlichen Familienstrukturen und der damit verbundenen Beliebigkeit in den äußeren und inneren Formen des Zusammenlebens. Verbunden werden mit denselben Phänomenen aber auch die optimistischeren Feststellungen, dass diese Pluralisierung der Lebens-

formen ein Ausdruck neuer Wahlmöglichkeiten in den modernen Gesellschaften ist und den Menschen individuellere, freiere und größere Optionen für ihre Lebensentwürfe bietet. Die Familienwissenschaft wie auch die Politik hat diese Entwicklungen aufgegriffen und den Familienbegriff so definiert, dass er eine Vielzahl unterschiedlicher Konstellationen umfasst.

Wir wollten nun wissen, wie sich die junge Generation zu diesen Sachverhalten stellt und haben danach gefragt, welche Bedeutung für sie die Ehe im Vergleich zu anderen Lebensformen hat, was sie unter Familie verstehen, welche Zukunftschancen sie der Familie zuschreiben, welche Bedeutung Kinder für die Verwirklichung des eigenen Lebensglückes haben und welche Vorstellungen die jungen Befragten über die Unauflösbarkeit bzw. die Scheidung einer Ehe haben.

5.1 Ehe und andere Formen des partnerschaftlichen Zusammenlebens

Scholz: Befürchtungen, die Ehe könnte in unserem Land nicht nur faktisch, sondern auch normativ an Anziehungskraft und als erstrebte Form des Zusammenlebens ihre Bedeutung verlieren, bestätigen sich bei den von uns befragten jungen Menschen nicht. Im Gegenteil, nach wie vor hat die Ehe heute wie in Zukunft eine große Bedeutung für sie. Nur eine kleine Gruppe hält sie explizit für überholt. Diese Einschätzung bzw. Wertschätzung der Ehe ist weitgehend unabhängig vom Geschlecht sowie von der sozialen Herkunft der Befragten, sie korreliert aber geringfügig mit den religiösen Orientierungen in der Weise, dass die Bedeutung der Ehe mit dem Grad der Religiosität noch stärker ausgeprägt ist als bei allen Befragten. Von denen, die sich selbst als stark religiös bezeichnen, sind mehr als 90% der Meinung, dass die Ehe heute wie auch in Zukunft eine große Bedeutung hat. Entsprechend teilt auch nur eine kleine Gruppe von ihnen die Auffassung, dass es sich bei der Ehe um eine überholte Einrichtung handelt. Allerdings darf nicht übersehen werden, dass diese Gruppe insgesamt nur 155 (von 2.080) aller Befragten ausmacht und sich deshalb auf die Gesamtverteilung nur relativ schwach auswirkt. Zusammenhänge gibt es auch mit dem Alter.

Die Skepsis gegenüber der Zukunftsbedeutung der Ehe ist bei den Ältesten der Befragten deutlich größer als in der Altersgruppe der unter 18-jährigen (17% zu 11%), wenngleich ihr in allen Altersgruppen eine große Zukunftsbedeutung zugeschrieben wird.

Die hohe Wertschätzung der Ehe steht offensichtlich bei der überwiegenden Mehrheit der Befragten in keinem Widerspruch dazu, zunächst gleichsam zur Erprobung in einer nichtehelichen Gemeinschaft zu leben, ohne dabei das Ziel und die Absicht einer späteren Legalisierung der Beziehung aus den Augen zu verlieren.

Busch: Welche Formen der Eheschließung werden nun von den jungen Menschen gewünscht? Spielt der Wunsch nach einer kirchlichen Trauung (noch) eine Rolle und wenn, geht es dabei um religiöse Aspekte oder eher um ein tradiertes Ritual bzw. um eine besondere Feierlichkeit? Dieses haben wir mit der folgenden Frage untersuchen wollen: Um eine Ehe zu schließen reicht es aus, standesamtlich verheiratet zu sein. Viele Menschen lassen sich zusätzlich auch im Rahmen ihrer Religionszugehörigkeit trauen. Welche Möglichkeit würden Sie bevorzugen?

Nur für jede/n Dritte/n ist eine kirchliche Trauung unnötig – diese kritische Haltung steigt mit dem Lebensalter an –, die deutliche Mehrheit wünscht sie sich aber. Dieses Ergebnis zeigt zunächst nur, dass die kirchliche Trauung zum relativ festen Bestand unserer kulturellen Gewohnheiten gehört. Sie sagt noch nichts aus über den Motivkern dieser Präferenz. Dieser wird erst in den differenzierten Antworten erkennbar. Danach dient die kirchliche Eheschließung für die meisten der Befürworter nicht einem religiösen Bedürfnis, sondern mehr einem weltlich-feierlichen Zweck. Allerdings bleibt auch festzustellen, dass für ca. jede/n Fünfte/n der religiöse Gehalt von großer Bedeutung ist und die kirchliche Trauung aus religiösen Gründen als wichtiger erachtet wird als die (notwendige) standesamtliche. In der Bedeutungszuschreibung der kirchlichen Trauung gibt es weder bedeutsame Unterschiede zwischen den Männern und Frauen noch zwischen den Sozialgruppen. Insgesamt ist aber der – auch religiös begründete – Wunsch nach der kirchlichen Trauung bei den Frauen noch etwas stärker als bei den Männern. Es ist nicht

überraschend, dass es hier einen klaren Zusammenhang mit dem Ausprägungsgrad der Religiosität gibt. Für fast 80% derer, die sich selbst als stark religiös bezeichnen, ist die kirchliche Trauung sogar noch wichtiger als die standesamtliche.

Scholz: Ein anderes Traditionselement der Ehe war in der Vergangenheit die Übernahme des Namens des Ehemannes durch die Frau – gleichzeitig auch ein patriarchalischer und symbolischer Ausdruck für ihre Unterordnung unter den Ehemann bzw. für die Einschränkung der Kontinuität ihrer eigenen Biographie. Das heute in Deutschland geltende Namensrecht hat diesen Zwangsmechanismus aufgelöst und den Ehepartnern die Wahl ihres Familiennamens selbst überlassen³. Wie stehen nun die jungen Menschen dazu?

Mehr als 80% der Befragten halten die Entscheidung über den Familiennamen für eine reine Privatsache, die die Eheleute unter sich entscheiden müssen und die nicht staatlich normiert sein soll. Insofern trifft die heutige Namensgesetzgebung die Interessenlage der großen Mehrheit der jungen Menschen. Gewünscht werden vor allem klare Verhältnisse, die wenig Anlass zur Verwirrung geben. Deshalb gibt es so gut wie keine Zustimmung zu Doppelnamen. Allerdings zeigen sich doch einige bemerkenswerte Unterschiede zwischen Frauen und Männern sowie zwischen den Altersgruppen in der Frage der Namenwahl. Die Männer und die jüngeren Befragten äußern sich deutlich traditionsorientierter als die Frauen und die älteren Befragten. Das zeigt sich weniger in der Zustimmung zur freien Entscheidung der Ehepartner als vielmehr in der Zustimmung zur traditionellen und immer noch eindeutig dominierenden Form der

3 In Deutschland wurde mit der gesetzlich vorgeschriebenen standesamtlichen Trauung 1875 den Frauen mit der Eheschließung der Namenswechsel juristisch vorgeschrieben. Erst im Jahre 1958 wurde ihnen durch den § 1355 BGB die Möglichkeit eingeräumt, den Mädchennamen dem Namen des Ehemannes anzufügen. Es hat insgesamt mehr als 100 Jahre gedauert, bis 1994 schließlich die Wahlfreiheit des Ehenamens durch § 1355 BGB rechtlich zulässig wurde – eingeschränkt allerdings immer noch durch die Wahl des männlichen oder weiblichen Geburtsnamens. Doppelnamen oder andere Namenskombinationen sind nicht zugelassen (vgl. dazu Nave-Herz 2004, 141ff.).

Namenwahl, bei der die Frau ihren Mädchennamen abgibt und den Familiennamen des Mannes annimmt. Jeder fünfte Mann in unserer Befragung ist dafür, so zu verfahren, bei den Frauen sind es nur 8%. Allerdings darf dieser stärkere männliche Traditionalismus nicht das wichtigste Ergebnis verdecken: Junge Männer wie Frauen sind unabhängig von ihrer sozialkulturellen Herkunft in ihrer großen Mehrheit für eine einvernehmlich herzustellende Lösung des Familiennamens; das gilt von kleinen Unterschieden abgesehen auch unabhängig vom Grad der Religiosität.

Busch: Wir können feststellen, dass nicht nur die Ehe für die meisten jungen Männer und Frauen eine große Bedeutung hat, sondern dass sich viele auch neben der standesamtlichen die kirchliche Trauung wünschen. Vor diesem Hintergrund einer hohen normativen Verankerung der Ehe als Lebensform bekommt die Frage nach der Einschätzung anderer, nichtehelicher Lebensformen eine zusätzliche Bedeutung. Wir haben an anderer Stelle schon feststellen können, dass viele der jungen Menschen es für wünschbar und normal halten, vor ihrer Eheschließung mit dem Partner/der Partnerin ohne Trauschein zu leben. Diese damit zumindest implizit verbundene Akzeptanz nichtehelicher Lebensformen bestätigt sich auch, wenn direkt gefragt wird: *Heute leben immer mehr Paare unverheiratet zusammen. Wie stehen Sie dazu?*

Schol: Nur eine kleine Minderheit ist gegen ein Zusammenleben vor der Heirat, mehr als zwei Drittel der Befragten sieht das offenkundig mit Gelassenheit, es ist ihnen egal. Das gilt weitgehend unabhängig vom Alter und der sozialen Herkunft der Befragten. Bemerkenswert ist, dass die explizite Zustimmung deutlich größer ist als die Kritik an dieser Form des Zusammenlebens. Hier wird eine insgesamt tolerante und pragmatische Haltung offenkundig, die die Frage nach dem unverheirateten Zusammenleben nicht moralisiert, darin auch keine Bedrohung der Grundlagen des gesellschaftlichen Zusammenlebens sieht und vor diesem Hintergrund auch in guter Übereinstimmung mit der eigenen Planung leben kann, zunächst ohne Trauschein mit einem Partner/einer Partnerin zu leben und erst dann zu heiraten. Im Grundmuster dieser Haltung der relativ leidenschaftslosen Akzeptanz gibt es eine hohe Übereinstimmung zwischen den Männern und Frauen. Erkennbare Unterschiede zeigen sich

nur bei der expliziten Zustimmung. Sie liegt bei den Frauen doppelt so hoch wie bei den Männern.

Busch: Wie ausgeprägt die Toleranz gegenüber den nichtehelichen Lebensformen ist, wollten wir dadurch erfahren, dass wir nach der rechtlichen Gleichstellung ehelicher und nichtehelicher Lebensformen sowie nach der rechtlichen Gleichstellung homosexueller Partnerschaften gefragt haben.

Auch wenn eine knappe Mehrheit der Befragten die rechtliche Gleichstellung von ehelichen und nichtehelichen Lebensgemeinschaften unterstützt, polarisiert diese Frage doch relativ deutlich: Vier von zehn Befragten sprechen sich dagegen aus. Die Einschätzungen in dieser Frage gehen jedoch zwischen Männern und Frauen und zwischen den Altersgruppen deutlich auseinander. Diese Unterschiede liegen weniger in der expliziten Zustimmung – hier sind es in beiden Gruppen ca. 50% – als vielmehr in der expliziten Ablehnung. Während sich 40% der Männer gegen die rechtliche Gleichstellung aussprechen, sind es bei den Frauen mit 28% deutlich weniger. Es ist unklar, ob sich hier ein höheres Maß an Toleranz oder nur eine größere Unsicherheit ausdrückt. In den Altersgruppen der unter 21-jährigen findet vor allem die Forderung nach der Gleichstellung beider Lebensformen eine deutlich geringere Zustimmung. Während sich von denen, die älter als 23 Jahre sind, fast 60% dafür aussprechen, tun dies bei den Jüngeren nur etwas mehr als 40%. Im Hinblick auf die soziale Herkunft gibt es in dieser Frage keine Unterschiede. Wichtigstes Ergebnis ist aber die Feststellung, dass die rechtliche Gleichstellung beider Lebensformen bei den jungen Menschen nicht unumstritten ist und auf größere Reserven stößt als die Frage der normativen Akzeptanz der nichtehelichen Lebensformen.

Scholz: Ein anderer Aspekt der Diskussion um Veränderungen in der familienwissenschaftlichen und familienpolitischen Diskussion betrifft die Anerkennung gleichgeschlechtlicher Lebensgemeinschaften (vgl. Nave-Herz 2004, 111f.). Nach wie vor ist umstritten, ob solche Formen des partnerschaftlichen Lebens über die Forderung und Ermöglichung nach einer rechtlich geordneten Verantwortungsgemeinschaft der beiden gleichgeschlechtlichen Partner hinaus auch um das Recht auf eine

Eheschließung im Sinne des BGB erweitert und rechtspolitisch durchgesetzt werden soll. Wir wollten dazu die Einstellung der jungen Leute erfahren, um einschätzen zu können, welche Akzeptanz solche über das traditionelle Verständnis von Ehe und Familie hinausgehenden Ansichten und Forderungen haben.

Busch: Bei der Frage der rechtlichen Gleichstellung der Homosexuellen mit den Heterosexuellen bei der Eheschließung zeigt sich ein anderes, liberaleres Bild als bei der Frage der Gleichstellung ehelicher mit nichtehelichen Lebensgemeinschaften: Fast 80% unserer Befragten sind der Meinung, Homosexuelle sollten heiraten dürfen und/oder sogar das Recht erhalten, Kinder adoptieren zu können. Nur 16% halten weder das eine noch das andere für wünschbar bzw. richtig. Auf einem hohen Sockel gemeinsamer Auffassungen zeigen sich aber wiederum Unterschiede zwischen den Männern und Frauen in der schon vorher festgestellten Richtung: Die Frauen sind auch hier offener und liberaler in ihrer Rechtsauffassung über die Exklusivität der Ehe als die Männer. Während unter den Frauen eine Minderheit von 7% die rechtliche Gleichstellung der homosexuellen mit der heterosexuellen Ehe ablehnt, ist es mit 25% bei den Männern jeder Vierte. Es scheint sich abzuzeichnen, dass die männlichen Jugendlichen zwar wie die Frauen ein relativ hohes Maß an Offenheit gegenüber der Überwindung traditioneller Vorstellungen von Ehe und Familie haben, dennoch aber intern eine stärkere Polarisierung zeigen und eine doch relativ große Minderheit eher herkömmlich denkt. Zwischen den Altersgruppen gibt es in dieser Frage ebenso wenig Unterschiede von Gewicht wie nach der sozialen Herkunft.

Scholz: Wir haben bei den vorausgegangenen Fragen zu den normativen Familienorientierungen bereits herausgefunden, dass es zwischen starker religiöser Bindung und eher traditionellen Vorstellungen klare und in der Richtung konsistente Zusammenhänge gibt. Das zeigt sich auch bei der Einschätzung der ehelichen und nichtehelichen Lebensformen sehr deutlich: Ganz offensichtlich erleichtert die Lösung von religiösen Bindungen die Öffnung und Toleranz gegenüber neuen Formen des Zusammenlebens bzw. ihrer gesellschaftlichen Akzeptanz, während umgekehrt die starke religiöse Bindung zu einer ausge-

prägender Beharrung und Ablehnung solcher Entwicklungen der Formen des menschlichen Zusammenlebens führt.

5.2 Familienvorstellungen im Wandel

Busch: Unsere Untersuchung zeigt sehr deutlich, dass die Familie für die große Mehrheit der jungen Befragten eine hohe Priorität hat und als erstrebenswertes Zukunftsziel für die eigene Lebensplanung gesehen wird. Das beinhaltet noch nicht die Frage nach dem dieser Auffassung zugrunde liegenden Familienverständnis. Mit zwei Fragen haben wir deshalb erfahren wollen, welche Lebensformen aus der Perspektive der Jugendlichen als Familie anerkannt bzw. eingeordnet werden und wie sie die gesellschaftliche Stellung bzw. die Zukunft der Familie sehen.

Mit der ersten Frage haben wir zudem zwei Aspekte angesprochen. Wir wollten wissen, welche der vorgegebenen Lebensformen explizit als Familie anerkannt und welche explizit als Familienform nicht anerkannt werden.

In einem Punkt sind sich alle Befragten einig: Ein Ehepaar mit Kind/ern bildet eine Familie. Mehr als 90% der Befragten stimmen aber auch der Aussage zu, dass Mann und Frau mit Kind/ern eine Familie bilden, gleichgültig, ob sie verheiratet sind oder nicht. Hierin zeigen sich auch kaum Unterschiede zwischen den Männern und Frauen. Daneben gibt es aber ein hohes Maß an Offenheit gegenüber dem, was als Familie verstanden wird. Es beinhaltet zunächst alle Lebensformen mit mindestens einem Kind, einschließlich gleichgeschlechtlicher Partnerschaften. Bemerkenswert ist, dass gleichgeschlechtliche Partnerschaften mit mindestens einem Kind sogar geringfügig noch häufiger als Familie anerkannt werden als alleinerziehende Männer oder Frauen – vor allem von den befragten Männern. Offenkundig ist bei vielen von ihnen die Vorstellung von der „vollständigen“ Kernfamilie in geöffneter Form (einschließlich gleichgeschlechtlicher Lebensformen) stärker als die der „unvollständigen“ Konstellation der Alleinerziehenden. Interessant ist u. E., dass Ehe und Familie bei vielen quasi synonym verstanden werden. Nur so ist zu erklären, dass für fast die Hälfte Ehepaare auch ohne Kinder als Familie gesehen werden, unverheiratet Zusammenlebende

ohne Kinder dagegen nur zu 17%. Die Einordnung von ehelichen Lebensgemeinschaften ohne Kinder als Familie zeigt aber auch, dass es bei vielen einen nur undifferenzierten und diffusen Begriff von Familie gibt. Wie schon bei den Fragen zur Ehe und ihren Alternativen zeigen auch hier die Frauen insgesamt ein höheres Maß an Offenheit gegenüber dem Familienbegriff. Für viele von ihnen scheint nur wichtig zu sein, dass zwei erwachsene Menschen in einer Gemeinschaft leben.

Scholz: Dieses Grundmuster der Vorstellungen von dem, was eine Familie konstituiert, findet sich auch bei den stark religiös orientierten Befragten – mit einer Ausnahme. Sie betrifft die Akzeptanz von gleichgeschlechtlichen Partnerschaften mit oder ohne Kinder. Hier ist die Ablehnung mit 40% doppelt so hoch wie bei den anderen Gruppen. Das gilt in der Tendenz auch für die jüngeren Befragten. Sie sind gegenüber der Anerkennung gleichgeschlechtlicher Lebensgemeinschaften mit Kind als Familie etwas skeptischer als die Älteren. Die soziale Herkunft hat keine Auswirkungen auf die Einschätzung dessen, was als familiäre Lebensform akzeptiert wird.

Busch: Wie wird nun die gegenwärtige Situation der Familie gesehen, und welche Bedrohungen sehen die Jugendlichen für die Zukunft dieser Lebensform? Die Gesamteinschätzung ist nicht frei von kulturpessimistischen Untertönen. Mehr als die Hälfte der befragten Männer und Frauen sind der Meinung, dass die Familie bzw. das familiäre Leben immer weniger Bedeutung hat, wobei die Gruppe der jüngsten Befragten etwas weniger pessimistisch ist. Nur eine Minderheit sieht das anders und geht davon aus, dass sich die Bedeutung der Familie in Zukunft noch erhöhen wird; das meinen vor allem die stark religiös orientierten Jugendlichen (24% gegenüber 13% der nicht Religiösen). Ob hier Beobachtungen oder Befürchtungen zum Ausdruck gebracht werden, kann mit der Frage nicht beantwortet werden. Es bleibt aber festzuhalten, dass nur 22% von der Kontinuität der Bedeutung der Familie ausgehen und eher gelassen feststellen, dass sich an ihrer Bedeutung nichts Wesentliches geändert hat. Bei diesen Einschätzungen spielt es keine Rolle, aus welchem sozialen Milieu die Befragten kommen.

5.3 Kinder als Voraussetzung für Lebensglück

Scholz: Für die überwiegende Mehrheit der befragten männlichen und weiblichen Jugendlichen ist die eigene Familie ein wichtiges Zukunftsziel mit einer hohen emotionalen Erwartung.⁴ Das bedeutet, sie wünschen sich ihr zukünftiges Leben mit Partner/Partnerin und Kind/ern. Wir wollten nun wissen, welchen Stellenwert Kinder dabei in ihrem Leben haben, ob es sich eher um den Wunsch nach der sozialen Einheit von Eltern und Kindern handelt oder ob Kinder einen spezifischen und eigenständigen Stellenwert haben, der für die Lebensbefindlichkeit besonders bedeutend und sinnstiftend ist. Entsprechend haben wir danach gefragt, ob Frauen und Männer in ihrem Leben alles in allem glücklicher sein werden, wenn sie Kinder haben.

Busch: Einige Detailergebnisse sind hier bemerkenswert. So gibt es für die Mehrheit der Befragten keine notwendige Kopplung von Lebensglück und Kindern für die Frauen; allerdings ist von allen Befragten jede/r Dritte der Meinung, dass Kinder für eine Frau Lebensglück bedeuten. Umgekehrt sieht aber kaum jemand das Glück einer Frau in ihrer Kinderlosigkeit. Dieses Antwortmuster verändert sich mit der Geschlechtszugehörigkeit der Befragten. Die Auffassung, dass Mutterschaft und Lebensglück eng zusammenhängen, ist vor allem bei den Männern (und bei den stark Religiösen) zu finden. Die – potentiell betroffenen – Frauen sehen dieses sehr viel nüchterner. Mehr als drei Viertel von ihnen entkoppeln Lebensglück und Mutterschaft, nur 25% sehen das anders. Das Ergebnis kann als Hinweis darauf gedeutet werden, dass in einer sehr geschlechtsspezifischen Wahrnehmung und Interpretation der Frauen durch die Männer bei diesen traditionelle Deutungsmuster über das „Wesen“ der Frau, über ihre „eigentliche“ Bestimmung und über ihre „wirklichen“ Bedürfnisse wirksam sind.

Scholz: Dieser Eindruck wird etwas abgeschwächt, wenn man danach fragt, ob das auch für die Männer gilt. Hier wiederholt

4 Das entspricht in der Richtung und Stärke der Ausprägung auch den Ergebnissen anderer Untersuchungen (vgl. dazu u. a. Institut für Demoskopie Allensbach 2004 sowie Bundesverband Deutscher Banken, o. J.).

sich im Grundsatz das Argumentationsmuster: Die Bedeutung von Kindern für das Lebensglück der Männer wird auch hier von den Männern selbst (und wiederum von denjenigen, die sich als stark religiös empfinden) deutlich höher eingeschätzt als von den Frauen.

Insgesamt lässt sich festhalten, dass für die meisten der befragten jungen Männer und Frauen Kinder zwar eine große und emotionale Bedeutung haben, dabei aber nicht zwingend die Voraussetzung für ein glücklicheres Leben sind. Das gilt unabhängig vom Alter der Befragten und ihrer sozialen Herkunft.

Busch: Ein Thema, das in der politischen, theologischen und ethischen Diskussion in unserer Gesellschaft mit großer Leidenschaft und Ernsthaftigkeit geführt worden ist bzw. geführt wird und zu teilweise schwer vermittelbaren unterschiedlichen Positionen führt, ist die Frage nach der rechtlichen, moralischen und ethischen Legitimation von Abtreibung. Hier findet sich in der Gesellschaft ein breites Spektrum an Positionen, die von dem Insistieren auf dem höchsten und nicht suspendierbaren Recht auf Leben des noch Ungeborenen bis hin zur Position reichen, dass die schwangeren Frauen ein Recht auf Bestimmung ihres Körpers und damit auch auf den Abbruch ihrer Schwangerschaft haben.

Scholz: Wir haben unsere Befragten gebeten auch zu dieser kontroversen Frage ihre Meinung zu äußern, ohne dass wir die Frage als Indikator für oder gegen Kinder missverstanden wissen möchten. Es ging uns nur darum zu erfahren, wie die jungen Männer und Frauen über diese gesellschaftlich strittige Frage denken.

Die derzeitige Rechtslage in Deutschland, nach der in besonderen Indikationsfällen der Schwangerschaftsabbruch bis zum vierten Monat erlaubt ist, findet bei den jungen Männern und Frauen eine deutliche Zustimmung und Unterstützung. Jeweils fast 80% halten die Abtreibung in außergewöhnlichen Konflikt-situationen für vertretbar, allerdings sieht nur etwa jede/r Fünfte eingeschränkte wirtschaftliche Bedingungen als Legitimation für einen Schwangerschaftsabbruch. Die extremen Positionen der uneingeschränkten Ablehnung wie der uneingeschränkten Zu-

stimmung finden sich gleichermaßen bei Frauen und Männern relativ selten. Auch hier zeigt sich also ein verantwortungsbe-
 wusster und gleichzeitig pragmatischer und realitätsbezogener
 Umgang mit einem schwierigen Konfliktfall im Leben von ange-
 henden Eltern. Das gilt allerdings nicht in gleichem Maß für die
 Gruppe der stark Religiösen. Sie sind entschiedenere Gegner der
 Abtreibung: Jede/r Dritte von ihnen spricht sich grundsätzlich
 dagegen aus (gegenüber 13% aller Befragten), nur knapp 4%
 sind grundsätzlich dafür (gegenüber 17% aller Befragten). Ein
 ähnliches Bild zeigt sich bei den unter 18-jährigen. Fast jede/r
 Vierte ist strikt dagegen, nur 8% ausdrücklich dafür. In der Rich-
 tung ähnlich, in seiner Ausprägung aber etwas schwächer ist
 dies bei denjenigen der Fall, die aus Elternhäusern mit niedrigem
 Sozialstatus kommen. Hier ist mit 18% fast jede/r Fünfte strikt
 gegen die Abtreibung und nur 15% sind ohne Einschränkungen
 dafür.

5.4 Scheidung als Tabu oder als Ultima Ratio?

Busch: Wir können als Fazit der bisherigen Auswertung feststel-
 len, dass die Mehrheit der befragten Jugendlichen Ehe- und Fa-
 milienfragen gegenüber aufgeschlossen, tolerant und pragma-
 tisch eingestellt ist: Die Ehe wird geschätzt ohne dabei andere
 Formen abzuwerten, ihr Verständnis von Familie lässt eine breite
 Palette unterschiedlicher Lebensformen zu, wobei allerdings die
 gesellschaftliche Anerkennung der Familie eher pessimistisch
 eingeschätzt wird. Kinder sind wichtig und haben einen zentra-
 len Stellenwert, bestimmen aber nicht (allein) das Lebensglück.
 Uns interessierte darüber hinaus aber auch, wie der „worst case“
 der Ehe und Familie eingeschätzt wird: die Ehescheidung (zur
 Ehescheidung vgl. Nave-Herz 1994ff.; dies. 2004, 167ff.; Klein/
 Kopp 1999).

Scholz: Das Ergebnis ist eindeutig. Bei aller Wertschätzung, die
 die Ehe bei den meisten Befragten genießt, sie gilt nicht als
 unauflösbare Verbindung. Nur eine sehr kleine Gruppe von 6%
 spricht sich strikt gegen eine Scheidung aus – hier finden wir
 überdurchschnittlich oft die stark Religiösen und die Gruppe der
 unter 18-jährigen. Für 90% aller Befragten ist die Scheidung je-

doch eine akzeptable Lösung. Das zeigt zweierlei: Die Ehe wird als Bündnis gesehen, das ernst genommen werden muss, das aber – als weltliche Entscheidung zweier Menschen – auch dann wieder gelöst werden sollte, wenn es stichhaltige und gewichtige Gründe dafür gibt. Was sind nun für die Befragten akzeptable Bruchstellen in einer Ehe, welche Gründe respektieren sie für eine Scheidung?

Busch: In einem Punkt sind sich fast alle Befragten einig: Gewalt in der Ehe bzw. Familie ist ein hinreichender Grund für eine Ehescheidung. Die anderen Anlässe liegen vorrangig im emotionalen Bereich, in der Verletzung der schon für die Eheschließung so wichtig gehaltenen Kriterien wie Liebe, Zuverlässigkeit und Treue. So folgt denn auch konsequent als zweitwichtigster Grund für eine Scheidung die erloschene Liebe zueinander – sie hat für die Frauen und für die unter 20-jährigen eine noch höhere Bedeutung –, Streitigkeiten und andauernde Probleme, die sich nicht lösen lassen, sowie das Auseinanderleben der Partner bzw. sexuelle Untreue. Andere Ereignisse sind im Vergleich dazu eher nachrangig. Sucht und die Berücksichtigung der von Scheidung betroffenen Kinder werden nur von insgesamt jedem/r Vierten akzeptiert. Sollten Kinder betroffen sein, unterscheiden sich die Einstellungen zur Ehescheidung zwischen Männern und Frauen. Aus Sicht jedes dritten Mannes sollte von einer Scheidung abgesehen werden, solange Kinder davon betroffen sind. Diese Ansicht vertreten nur 14% der Frauen. Der Verzicht auf eine Scheidung wegen der Kinder wird auch besonders von den unter 18-jährigen angeführt (34% gegenüber 17% derjenigen, die älter sind). Kaum akzeptiert als Scheidungsgrund werden Krankheit des Partners/der Partnerin und – vor allem von den älteren Befragten – finanzielle Probleme. Beides zeigt den hohen ideellen Überschuss, mit dem die jungen Menschen die Ehe betrachten. Die Realität ist jedoch eine andere: Viele Ehen scheitern gerade wegen nicht gelöster finanzieller Probleme und der damit verbundenen bzw. ausgelösten Folgen. Zwischen dem Grad der Religiosität und der Akzeptanz von Scheidungen zeigt sich kein durchgehender Zusammenhang. In der Tendenz legen die stark Religiösen jedoch strengere Maßstäbe an. Gewalt und Untreue werden auch von ihnen als zutreffende Gründe akzeptiert,

während die erloschene Liebe, das Auseinanderleben der Partner, Streit und Probleme in der Ehe deutlich seltener als hinreichend für eine Scheidung akzeptiert werden als bei den anderen Gruppen. Auch wenn Kinder von einer Trennung betroffen sind, spricht sich ein deutlich größerer Teil aus dieser Gruppe gegen die Scheidung aus. Bei dieser Frage wirkt sich die soziale Herkunft kaum aus. Nur bei andauerndem Streit und Problemen, die sich nicht lösen lassen, sind diejenigen aus Elternhäusern mit niedrigem Sozialstatus etwas zurückhaltender damit, diese als Scheidungsgrund zu akzeptieren (zu den sozialstrukturellen Determinanten der Ehescheidung vgl. Gondomsky/Hartmann/Kopp 1999, 43ff.).

Scholz: Die generelle Tendenz der akzeptierten Gründe für eine Ehescheidung bestätigt u. E. sehr deutlich die These, dass ihre Zunahme in erster Linie nicht Ausdruck einer normativen Krise der Ehe als Institution ist, sondern vielmehr ein Indikator für (zu) hohe Erwartungen, die mit der Ehe verbunden werden. Wer in der Ehe vorrangig die Befriedigung emotionaler Bedürfnisse erwartet, wer nicht die Gefährdungen durch die Notwendigkeit der Koordination unterschiedlicher Bedürfnisse, Lebensentwürfe und Wünsche der Partner realistisch einkalkuliert, der kann leichter enttäuscht werden, hat mithin eine höhere Scheiterwahrscheinlichkeit (vgl. Nave-Herz 2004, 170).

6. Formen der Partnerschaft und Rollenverteilung in der Familie

Busch: Ehen werden vor dem Standesamt oder vermittelt durch die Kirche „im Himmel“ geschlossen; nichteheliche Partnerschaften gründen sich in der Regel auf den gleichen hohen Erwartungen, auf romantischen Vorstellungen von Liebe, Treue und Zuverlässigkeit. Geführt und gelebt werden Ehen und nichteheliche Partnerschaften aber im Alltag. Hier müssen sie sich bewähren. Ein wichtiges Feld dieser Bewährung im Alltag ist die tatsächliche und alltägliche Organisation der Pflichten und Aufgaben bzw. die Regelung ihrer Zuständigkeit.

Wir haben deshalb gefragt, welche Vorstellungen die jungen Menschen von ihrer zumeist zukünftigen Rolle als Part-

ner/Partnerin bzw. Vater/Mutter haben, wie sie sich die Aufgabenverteilung zwischen den Partnern vorstellen und wie Familienverpflichtungen und Berufstätigkeit zu vereinbaren sind. Diese Fragen bekommen ein besonderes Gewicht vor dem Hintergrund von Veränderungsprozessen der letzten Jahrzehnte, die das Bildungs- und Ausbildungsverhalten junger Menschen betreffen und von denen anzunehmen ist, dass sie sich auch auf die privat-familiären Lebensplanungen auswirken.

Scholz: Zu den eigentlichen Gewinnern der Bildungsentwicklung der letzten 30 Jahre gehören die Frauen. Ihr Anteil an den Absolventenzahlen der höheren Schulen steigt kontinuierlich; sie haben die Männer inzwischen deutlich überholt. Ihr Anteil steigt ebenfalls an den Studierendenzahlen der wissenschaftlichen Hochschulen; hier werden inzwischen mit geschlechtsspezifischen Verteilungen bei der Wahl der Studienfächer mehr Frauen als Männer erstimmatrikuliert. Diese steigende Quote an Frauen an ihren jeweiligen Altersgruppen führt auch zu einer Veränderung der Lebensplanungen bzw. der berufsbio-graphischen Planungen und Ambitionen. Große Teile der akademisch ausgebildeten jungen Frauen stellen wachsende Ansprüche an eine berufliche Karriere bzw. an eine qualifizierte Berufstätigkeit. Viele möchten gerne berufliche und privat-familiäre Ansprüche gleichermaßen verwirklichen, dabei jedoch nicht auf den Beruf zugunsten der Familie verzichten. Angesichts einer Gesellschafts- und Familienpolitik, die es bislang versäumt hat, dafür die nötigen Angebote – Betreuungseinrichtungen für kleine Kinder, Teilzeitarbeitsplätze, steuerliche Begünstigung von Kinderbetreuung etc. – zu schaffen, verzichten immer mehr der akademisch ausgebildeten jungen Menschen auf die Gründung einer Familie, d. h. auf Kinder. Sie können ihre Interessen zunehmend nur dann realisieren, wenn auch die Männer bzw. die männlichen Partner bereit sind, Aufgaben in der Familie oder der Partnerschaft zu übernehmen, die traditionell mit der Rolle der Frau verbunden werden. Ohne eine mentale und faktisch umgesetzte Entkopplung von Frau und Familienarbeit wird das zu einer weiteren Absenkung der Kinderzahlen führen, weil die Frauen den Männern zunehmend den traditionellen Gesellschaftsvertrag aufkündigen, nach dem sie für die Familienange-

legenheiten, die Männer aber vorrangig für den Beruf zuständig sind (vgl. Nave-Herz 1994, 31ff; Keiser 1997; Scholz 2005, 165; Müller-Burhop 2008).

Busch: Wir wollten nun wissen, ob sich hier in der jungen Generation erkennbare Veränderungen andeuten und ob die These von der zunehmenden Notwendigkeit und Akzeptanz partnerschaftlicher Lebensformen zwischen Männern und Frauen empirisch bestätigt werden kann. In diesem Zusammenhang muss allerdings eine Einschränkung gemacht werden. Wir können mit unserer schriftlichen Befragung nur die Ebene der normativen Äußerungen erfassen. Sie sind keine zuverlässige Grundlage für die Vermutung, dass die Realität der Beziehungen zwischen den Geschlechtern auch tatsächlich so gestaltet wird. Das gilt allemal angesichts der Alterszusammensetzung unseres Untersuchungssamples. Allerdings ist die normative Seite dieser Fragen nicht unbedeutend, weil konkrete Veränderungen des Verhaltens die Veränderung des Bewusstseins voraussetzen. Dieses eilt dem konkreten Verhalten stets voraus und es braucht in der Regel eine Weile, bis Bewusstsein und Verhalten übereinstimmen. Das gilt nicht nur, aber eben auch für die Frage partnerschaftlicher, geschlechtsegalitärer Verhaltensweisen in Partnerbeziehungen zwischen Mann und Frau.

Wir haben diesen Komplex operational dadurch zu erfassen versucht, dass wir danach gefragt haben, in welcher Rollenkonstellation bzw. in welcher Familienform sie mit ihrem Partner/ihrer Partnerin leben möchten und haben nach der gewünschten Zuständigkeit für bestimmte Aufgaben gefragt, die in einem Haushalt anfallen. Wir haben sie außerdem in eher projektiven Fragen vor zwei fiktive aber realitätsnahe Situationen gestellt, in denen zu entscheiden war, wie die Kinderbetreuung organisiert werden sollte, wenn beide Elternteile erwerbstätig sind und welchen Rat sie einer Freundin/einem Freund geben würden, die/der sich zwischen Erwerbstätigkeit und Familie entscheiden muss.

6.1 Aufgabenverteilungen zwischen Männern und Frauen

Scholz: Was die Veränderungen in den Auffassungen über die familiären Aufgaben von Männern und Frauen betrifft, stimmt das

Ergebnis insgesamt optimistisch. Es gibt bei allen Befragten eine eindeutige Präferenz für eine konsequent partnerschaftlich-egalitäre Form des familiären Zusammenlebens. 60% bevorzugen diese Lebensform, weitere 26% im Grundsatz ebenfalls, allerdings mit einer bedeutsamen Einschränkung: Bei ihnen sollte die Frau ihre beruflichen Ambitionen zugunsten der Hausarbeiten und der Kinderbetreuung zurückstellen. Die traditionelle Arbeitsteilung, nach der der Mann für den Beruf, die Frau für Haushalt und Kinder zuständig sind, wird nur von einer kleinen Minderheit von 5% favorisiert. Dieses insgesamt „helle“ Bild einer hohen Bedeutung partnerschaftlicher Vorstellung der jungen Menschen bekommt allerdings einige Eintrübungen, wenn man die Antworten nach dem Geschlecht und dem Alter der Befragten differenziert. Dann bleibt zwar das Grundmuster einer relativ hohen Zustimmung zu einer konsequenten oder eingeschränkten partnerschaftlichen Lebensform bestehen, die Männer erweisen sich aber doch spürbar traditionsverhafteter als die Frauen. Die völlige Gleichheit in den Partnerverpflichtungen in der Familie wird von zwei Dritteln der Frauen, aber nur von jedem zweiten Mann gewünscht. Die Männer bevorzugen dagegen stärker als die Frauen die eingeschränkte Form der partnerschaftlichen Teilung der Verpflichtungen. Dieses scheint ein erster Hinweis darauf zu sein, dass die Männer traditioneller ausgerichtet sind als die Frauen. Sie sind es ja auch, die traditionelle Bevorzugungen aufgeben oder einschränken müssten, wenn die konsequente partnerschaftliche Arbeitsteilung realisiert würde. Auch in der Altersgruppe der unter 18-jährigen ist eine etwas ausgeprägtere Tendenz zu eher traditionellen Formen der Frauen- und Männerrollen zu finden. Allerdings ist auch hier die große Mehrheit für partnerschaftliche Agreements in der Beziehung.

Busch: Die strikte Zuordnung von häuslichen Arbeiten nach dem alten geschlechtsspezifischen Muster scheint sich in den Vorstellungen der jungen Menschen aufzulösen, ohne allerdings ganz an Kontur zu verlieren. Hauptergebnis dieser Frage ist u. E. die Auffassung, dass die meisten Aufgaben im Haushalt bzw. in der Familie Gemeinschaftsaufgaben der Männer und Frauen sein sollen. Das findet sich sehr ausgeprägt und konsequent, wenn es um die Betreuung der Eltern und Kinder geht und darum, Le-

bensmittel zu besorgen bzw. einzukaufen. Hier vertreten mit jeweils fast 90% so viele die Auffassung partnerschaftlicher Arbeitsverrichtung, dass die kleinen geschlechtsstereotypen Ausschläge jenseits dieses hohen Sockels unbedeutend sind. Die egalitäre Haltung verändert sich deutlich bei anderen Arbeiten. Hier schlagen sehr viel stärker traditionsorientierte Erwartungen – bei Männern und Frauen – durch. Wenn es z. B. darum geht, kleine Reparaturen durchzuführen, bleibt für die Mehrheit der Befragten der Mann im Haus zuständig; fast 70% der Männer, aber auch fast jede zweite Frau sagen das. In den „klassischen“ Frauenarbeiten wie Saubermachen der Wohnung, Wäsche waschen, Kochen oder erkrankte Kinder betreuen, sieht zwar die Mehrheit eine gemeinsame Verpflichtung von Männern und Frauen, oberhalb dieser Position gibt es aber eine starke geschlechtsspezifisch unterschiedliche Einschätzung. Sehr viel mehr Männer als Frauen sehen darin vor allem eine Aufgabe der Frauen. Offenkundig finden wir bei den befragten Männern immer noch deutlich erkennbar Spuren eines eher konventionellen Denkens über die Rolle von Männern und Frauen in Partnerschaften, vor allem, wenn es um die Konkretisierung von Zuständigkeiten im häuslichen Bereich geht. Dieses zumindest latente Restdenken in traditionellen Mustern besteht auch bei den beiden Fragen nach der Kinderbetreuung im Falle der Erwerbstätigkeit beider Partner sowie bei der Frage nach der Empfehlung, die sie einer Frau/Freundin und einem Mann/Freund geben würden, wenn diese zwischen dem Wunsch nach einer Familie und der Erwerbstätigkeit schwankten. Was sich bei der vorangegangenen Frage schon leicht angedeutet hat, bestätigt sich hier bei den häuslichen Zuständigkeiten von Mann und Frau: Die jüngeren Altersgruppen unter 21 Jahren sind insgesamt konventioneller bzw. traditionsorientierter als die älteren, ohne dabei vom Grundmuster abzuweichen. Hingegen sind die Auswirkungen der sozialen Herkunft auf diese Fragen kaum messbar.

6.2 Erwerbstätigkeit versus Familie

Scholz: Bei der Frage nach der Zuständigkeit und Verantwortung der Organisation der Kinderbetreuung plädiert eine knappe Mehrheit der Befragten dafür, dass beide Partner in gleicher Wei-

se zuständig sein sollten – Frauen (57%) noch stärker als Männer (50%). Von jeder/jedem Dritten wird allerdings die Zuständigkeit in dieser Frage bei der Frau bzw. Mutter gesehen. Sie soll sich durch die Elternzeit für die Versorgung des Kindes von der Erwerbstätigkeit freistellen lassen. Ihr wird offenkundig sowohl von den Männern wie von den Frauen mehr Kompetenz bei der Kinderbetreuung zugetraut (oder zugemutet) als dem Mann. Diese Auffassung findet sich bei denjenigen, die aus Elternhäusern mit niedrigem Sozialstatus kommen, noch häufiger als bei den anderen. Die Fremdbetreuung der Kinder durch eine Tagesmutter bzw. einen Kinderhort oder durch Personen, die im Hause die Betreuungsaufgaben übernehmen, wird nur von einer sehr kleinen Minderheit der befragten Männer und Frauen für eine wünschbare Lösung gehalten. Etwas akzeptabler erscheint die innerfamiliäre Lösung, etwa eine Betreuung durch die Großeltern. Völlig abwegig erscheint bei Männern wie bei Frauen die Vorstellung, dass der Mann Elternzeit nimmt, um die Kinder zu versorgen. Die Frage der Organisation der häuslichen Arbeit bzw. der Kinderbetreuung differiert von geringen Ausschlägen abgesehen kaum zwischen den religiösen Orientierungen. Allerdings bestätigen sich hier die vorangegangenen Tendenzen bei den jüngeren Altersgruppen. Sie sind insgesamt auch in der Frage der Kinderbetreuung stärker traditionell ausgerichtet als die Älteren.

Busch: Mit einer eher projektiven Frage haben wir nach der beruflichen Relevanz, gleichsam nach der existentiellen Bedeutung der Erwerbstätigkeit für Männer und für Frauen gefragt. Die Antworten darauf zeigen noch sehr viel klarer, dass der Berufstätigkeit der Männer in unserer Gesellschaft ein höheres Maß an Selbstverständlichkeit und Notwendigkeit zugeschrieben wird, auch wenn die Mehrheit der Befragten zwischen Berufstätigkeit und Familie keine Unvereinbarkeit sieht und Männern wie Frauen empfiehlt, beides zu machen. Dabei gibt es aber doch subtile Unterschiede. Von den befragten Männern würde zwar auch jeder Zweite dieses einer Freundin raten (gegenüber zwei Dritteln der befragten Frauen); wenn es um den Ratschlag für einen Freund geht, sind es aber fast drei Viertel aller Männer, die zu Familie und Beruf raten, bei den Frauen ist der Anteil mit

83% sogar noch größer. Es fällt offenkundig jugendlichen Männern wie Frauen schwer sich vorzustellen, dass der Mann die Erwerbstätigkeit zugunsten bzw. wegen der Familie ruhen lässt oder aufgibt. Das zeigt sich noch stärker bei der Empfehlung zum konsekutiven Modell, bei dem die Erwerbstätigkeit ruhen sollte, bis die Kinder groß genug sind, um sich selber zu versorgen. Männer wie Frauen empfehlen das vor allem den Frauen, nur jeweils wenige halten das für die Männer für wünschbar; auf einem insgesamt niedrigen Niveau ist die Zustimmung bei den Frauen dazu noch niedriger als die der Männer (15% zu 9%). Hier verstärken sich die Unterschiede durch die soziale Herkunft der Befragten. Wer aus einem Familienmilieu mit niedriger Statuszuschreibung kommt, neigt stärker zu traditionellen Lösungen dieses Problems – zu Lasten der Frauen, zu Gunsten der Männer. Wie schon bei den Fragen nach der Organisation der häuslichen Arbeit bzw. der Kinderbetreuung wirkt sich der Grad der Religiosität weitgehend neutral aus, während die Gruppe der jüngeren Befragten (noch?) relativ stärker an den traditionellen Rollenvorstellungen orientiert ist.

Scholz: Insgesamt verweist unsere Befragung aber darauf, dass die Mehrzahl der Befragten zwar ein Rollenverteilungsmodell wählt, in dem beide Partner gleichberechtigt sind, dass ein Teil der Männer jedoch seine Vorstellungen stärker am tradierten Modell der geschlechtsspezifischen Rollenaufteilung orientiert als dies bei den Frauen der Fall ist; sie betonen die Gleichberechtigung stärker. Auf der normativen Ebene wird der Weg in die gleichberechtigte Partnerschaft von der Mehrzahl der jungen Männer eingeschlagen, es wird zunehmend Abstand genommen von klaren geschlechtsspezifischen Arbeitsteilungen in den Familien. Dennoch zeigt sich ein gewisses Nachwirken der Vorstellung, dass Frauen im Zweifelsfall für die häuslichen Angelegenheiten stärker verantwortlich und geeignet sind als die Männer; dieses ist bei vielen, vor allem bei den jüngeren Befragten (unter 21 Jahre) zumindest latent vorhanden. Mit anderen Worten: Die Modernisierung der Partnerbeziehungen wird von den Frauen insgesamt stärker getragen, vermutlich auch deshalb, weil sie die konkreten negativen Auswirkungen traditioneller Partnerbeziehungen von ihren Eltern/Müttern ken-

nen und diese Erfahrungen vermeiden wollen. Das Anregungsmilieu dafür scheint in den höheren Sozialgruppen insgesamt größer zu sein als in den niedrigen.

Busch: Die dargestellten Ergebnisse dürfen nun nicht so verstanden werden, als seien damit in der jüngeren Generation schon alle Voraussetzungen für eine partnerschaftlich-gleichberechtigte Form des Zusammenlebens geschaffen. Wir haben Einschätzungen und normative Orientierungen abgefragt. Diese müssen sich erst im zukünftigen Alltag der jungen Menschen konkretisieren und bewähren. Dennoch dürfen die erkennbaren Tendenzen und Bereitschaften, modernere Formen des Zusammenlebens der Geschlechter für den eigenen Lebensentwurf zu wählen, auch nicht unterschätzt werden. Das Bewusstsein muss dem konkreten Verhalten vorauslaufen, um handlungsrelevant zu werden. Die Veränderung traditionsbestimmter Verhaltensweisen verläuft langsam und wird immer wieder mit gegenläufigen Tendenzen konfrontiert. Verhaltensänderungen in relevanten Bereichen des sozialen Lebens sind aber in der Regel freiwillig nur dann zu erwarten, wenn das individuelle und das gesellschaftliche Bewusstsein solche Veränderungen antizipiert.

7. Die Bedeutung der Herkunftsfamilie

Scholz: Für die eigene Lebensplanung hat die Familie für die große Mehrheit der jungen Männer und Frauen eine hohe Priorität. Neben ihrer Bedeutung für die Zukunftsplanung interessierte uns auch, welche Bedeutung der Herkunftsfamilie zugeschrieben wird, ob sie als Vorbild und positive Anregung erinnert oder erfahren wurde, wie zeitlich intensiv die Kontakte eingeschätzt werden und wie deren emotionale Qualität gesehen wird und wer von den Eltern für welche Lebensbereiche gesucht und gebraucht wird, wenn Rat und Unterstützung gebraucht werden.

7.1 Die Herkunftsfamilie als Vorbild

Busch: Bei der Frage, ob die Herkunftsfamilie ein Vorbild für die Ausgestaltung des eigenen Lebens ist, zeigt sich insgesamt ein hohes Maß an positiver Erfahrung der jungen Menschen, bei

dem es keine nennenswerten Unterschiede zwischen Männern und Frauen der verschiedenen Herkunftsgruppen und zwischen den Altersgruppen gibt. Nur jeweils ein kleiner Anteil von 15% hat danach eher schlechte Erfahrungen gemacht, aber jede/r Zweite bewertet seine Familienerfahrungen so positiv, dass sie als Orientierung für das eigene geplante oder schon realisierte Familienleben wichtig sind. Diese überwiegend positive Einschätzung – sie ist bei den religiös Orientierten noch stärker als bei den anderen ausgeprägt – ist aber vor allem auf die Erfahrung mit den Müttern gegründet. Bei der Zeitintensität und der emotionalen Qualität der Familienbeziehungen werden sie von den befragten Männern und Frauen eindeutig besser als die Väter bewertet.

Scholz: Wir haben im Zusammenhang mit der Einschätzung der Herkunftsfamilie weiterhin danach gefragt, wie die Befragten die zeitliche Zuwendung, die sie von Vater und Mutter erfahren haben, einschätzen. Es geht hierbei nicht darum, wie oft und wie lange sie sich mit ihnen beschäftigt haben, sondern, ob diese zeitliche Hinwendung die Bedürfnisse danach befriedigt hat oder ob hier Gefühle und Erfahrungen von Defiziten zu finden sind.

Die Ergebnisse sind in doppelter Hinsicht interessant. Zum einen kann festgestellt werden, dass die Mehrzahl der Befragten den Eindruck hat, Vater und Mutter haben sich genug Zeit für sie genommen. Dabei gibt es aber deutliche Unterschiede zwischen der Einschätzung des zeitlichen Engagements der Mutter und dem des Vaters. Das Urteil über die Mütter fällt wesentlich positiver aus. In beiden Gruppen wird das Zeitengagement des Vaters nur von einem knappen Drittel ebenso positiv gesehen wie bei den Müttern. Entsprechend ist die negative Beurteilung: Fast jede/r Dritte hat heute den Eindruck, dass sich der Vater zu wenig Zeit für sie genommen hat. Ein solches kritisches Urteil über die Mütter äußern nur 8%. Bei dieser Einschätzung gibt es nur geringe Abweichungen zwischen den männlichen und weiblichen bzw. zwischen den verschiedenen Altersgruppen der Befragten. Sie hängt geringfügig mit dem Berufsstatus der Mutter zusammen. Mütter, die nicht erwerbstätige Hausfrauen sind, haben sich aus der Sicht ihrer Kinder noch mehr Zeit genommen;

sie werden auch seltener kritisch eingeschätzt. Hier zeigt sich ein strukturelles Problem, weil die nichterwerbstätigen Mütter in der Regel auch objektiv mehr Zeit für die Kinder haben als die, die einer Erwerbstätigkeit nachgehen und diese mit den familiären Verpflichtungen gleichsam im Spagat verbinden müssen. Allerdings ist dieses Bild etwas widersprüchlich. So sagen „nur“ 82% derjenigen aus Familien mit einem niedrigen Sozialstatus, dass sich ihre Mütter genug Zeit für sie genommen haben. Diese geringfügig unterdurchschnittlich positive Einschätzung betrifft auch die Väter.

Busch: Ebenso wird die Beziehungsqualität sowohl zwischen Vater wie auch zwischen Mutter und Kind als voll und ganz zufriedenstellend eingeschätzt, und nur relativ wenige beurteilen sie retrospektiv als völlig unbefriedigend. Auf diesem hohen Sockel der Zufriedenheit zeigt sich dann wie bei der Frage nach der Zeitintensität der Kontakte, dass wesentlich mehr befragte Männer und Frauen mit den Beziehungen zur Mutter voll und ganz zufrieden sind als das bei den Vätern der Fall ist. Mit nur geringen Unterschieden geben in beiden Gruppen mehr als drei Viertel an, dass die Beziehung zur Mutter sehr positiv verlaufen ist, nur 6% sehen das ganz anders und kritisch. Im Hinblick auf die Beziehungen zum Vater äußern sich bei den Männern 63%, bei den befragten Frauen nur 56% sehr positiv. Entsprechend größer als für die Mutter ist die kritische Einschätzung der Beziehungsqualität. Es spricht vieles dafür, dass die Bindungen an die Mutter noch stärker sind als an den Vater. Die Zufriedenheit mit der Qualität der Beziehungen zu Mutter und Vater ist unabhängig vom Lebensalter der Befragten, fällt etwas ab bei denjenigen, die aus Familien mit niedrigem Sozialstatus kommen, steigt aber mit dem Grad der Religiosität sogar noch etwas an – allerdings jeweils auf einem hohen gemeinsamen Sockel an positiver Einschätzung.

Scholz: Trotz der zum Teil recht deutlichen Unterschiede in der Bewertung der Kontaktintensität und der Beziehungsqualität zu den beiden Elternteilen und der insgesamt kritischeren Einstellungen zu den Vätern kann festgestellt werden, dass das Positive deutlich überwiegt, denn aus der retrospektiven Betrachtung empfinden die meisten unserer Befragten die Beziehungen zu

Vater und Mutter als sehr gut. Dieses insgesamt positive Bild von der Herkunftsfamilie entspricht auch der Bedeutung, die sie bei den meisten befragten jungen Männern und Frauen als Vorbild für die eigene Lebensplanung hat. Es ist deshalb auch nicht überraschend, sondern fügt sich konsistent in die Gesamteinschätzung ein, dass die Mehrheit nach eigenen Angaben einen engen Kontakt zur Herkunftsfamilie pflegt und den Zusammenhalt mit ihr als stark ausgeprägt empfindet.

In der Einschätzung der Qualität der Kontakte mit und des Zusammenhalts in der Herkunftsfamilie gilt im Grundsatz das gleiche wie bei den vorausgegangenen Fragen: Nur eine Minderheit hat sehr wenig Kontakt und schätzt die Stärke des Zusammenhalts innerhalb der Herkunftsfamilie als sehr schwach ein. Umgekehrt hat die Mehrheit der befragten Männer und Frauen sehr viel Kontakt und sieht auch den Zusammenhalt in der Herkunftsfamilie als ausgeprägt bzw. positiv an. Die hierin ausgedrückte Wertschätzung der Herkunftsfamilie ist zwar bei Männern und Frauen in der gleichen Tendenz zu finden, die Bindung und die positiven Erfahrungen sind allerdings bei den Frauen noch ausgeprägter als bei den Männern. Wie schon bei der Frage der Beziehungsqualität zu den Eltern schätzen auch hier insbesondere die stark Religiösen die Kontakthäufigkeit mit und den Zusammenhalt in der Herkunftsfamilie noch positiver ein als die anderen Befragten. Zwischen den Altersgruppen gibt es hierbei ebenso wenig Abweichungen wie nach der sozialen Herkunft der Befragten.

7.2 Die Herkunftsfamilie als Ratgeber bei Problemen

Busch: Das insgesamt positive Gesamtbild der Herkunftsfamilie schwächt sich ab, wenn Rat und Hilfe gesucht werden. Die Familie hat in diesen Fällen nur eine eher eingeschränkte Bedeutung und muss in vielen Bereichen mit anderen Bezugspersonen oder -gruppen der Jugendlichen konkurrieren. Bei politischen und beruflichen Fragen wird zwar vor allem der Vater um Rat gefragt, allerdings werden dazu auch in fast gleichem Maße die Freunde in Anspruch genommen – das gilt vor allem für die männlichen Jugendlichen. Es fällt auf, dass von den Familienangehörigen

nennenswert nur die Mutter um Rat gefragt wird, wenn es um persönliche und intime Probleme geht. Das gilt in besonderem Maße für die jüngeren Befragten. Die Mutter ist die wichtigste Bezugsperson, wenn es um Leistungsprobleme in Schule oder Ausbildung, um sexuelle Fragen (hier sind es vor allem die weiblichen Jugendlichen), um Glaubensangelegenheiten und schon deutlich eingeschränkter auch um Probleme mit Freunden und bei Liebeskummer geht. Auffallend ist, dass die männlichen Jugendlichen gerade bei sehr persönlichen Fragen eine stärkere Distanz oder Scheu davor haben, sich Rat und Unterstützung bei den Eltern – auch bei der Mutter – zu holen. Es ist allerdings nicht überraschend, dass mit verändertem Status und Alter der Jugendlichen die Bedeutung von Freunden und Partnern wächst und die der Familie weiter zurücktritt. Das zeigt sich vor allem, wenn es um Liebeskummer geht. In diesem Fall fragen beinahe alle Befragten fast nur Freunde um Rat. Ähnlich ist es, wenn Beziehungen zu Freunden zum Problem werden. In solchen Fällen werden Freunde und die Partner um Rat gefragt. Insgesamt zeigt sich, dass die stützende und beratende Bedeutung der Familie bei auftretenden Problemen nicht übermäßig ausgeprägt ist. Das gilt nur mit Einschränkungen für die unter 20-jährigen und ist im Grundsatz auch nicht besonders überraschend. Die von uns befragten Jugendlichen befinden sich bereits in der Phase der entwicklungsbedingten Abkoppelung von den Eltern bzw. haben diese bereits als Entwicklungsaufgabe geschafft. Dieses ist in vielen Fällen mit einer gewissen Distanz und Befangenheit den Eltern gegenüber verbunden, vor allem, wenn es um sehr persönliche Aspekte des jungen Lebens geht. Wenn – neben relativ unverfänglichen Themen wie die Politik – überhaupt eine Person aus der Familie in Anspruch genommen wird, dann ist es die Mutter. Keine Bedeutung haben Geschwister und die Großeltern im Bemühen, sich bei Konflikten beraten und helfen zu lassen. Und noch etwas ist auffallend: In Glaubensfragen, bei politischen Fragen und wenn es um sexuelle Probleme geht, wollen vor allem die männlichen Jugendlichen überhaupt keinen Rat einholen und ihre Probleme lieber selber lösen. Das soziokulturelle Milieu spielt hier eine eher geringfügige Rolle. Nur bei beruflichen Problemen, politischen Fragen und Leistungsschwierigkeiten in der Schule oder Ausbildung tritt die Be-

deutung der Väter bei den Befragten aus Familien mit niedrigem Sozialstatus noch weiter zurück, während die Freunde ein stärkeres Gewicht besitzen als in den anderen Gruppen. Trotz dieser Ergebnisse gibt es an der positiven Gesamteinschätzung des eigenen Elternhauses durch die männlichen und weiblichen Jugendlichen keinen Zweifel. Die überwiegend guten Erfahrungen mit der Herkunftsfamilie bilden für die große Mehrzahl der Jugendlichen ein positiv anregendes Umfeld für ihre eigenen Familienvorstellungen.

8. Ausblick in die Zukunft: Vorstellungen über das Leben in 25 Jahren

Scholz: Wir haben unseren Befragten eine Schlussfrage gestellt, die weit in ihre Zukunft reicht. Wir wollten mit einer projektiven Frage von ihnen wissen, wie sie sich ihr Leben in 25 Jahren vorstellen, welche Dinge für sie dann von besonderer Wichtigkeit bzw. eher unwichtig sein werden.

Unabhängig vom Geschlecht, dem Lebensalter, der sozialen Herkunft oder der Religiosität hat die höchste Zukunftserwartung das gute Verständnis mit den eigenen Kindern. Es wird durchgängig von mehr als 90% als besonders wichtig für die ferne Zukunft genannt. Interessant ist nun, dass an zweiter Stelle der Wunschliste ebenfalls bei allen Teilgruppen das gute Verhältnis zu den eigenen Eltern steht. Es handelt sich hier gleichsam um eine janusköpfige Konstellation: Der Blick geht voraus und zurück, in beide Richtungen, familiäre Herkunft und familiäre Zukunft. Das gute Verständnis mit den (zukünftigen) Kindern und mit den Eltern haben die höchsten Nennungen. Die hier auch ausgedrückte Wertschätzung eigener Kinder führt dazu, dass der Wunsch danach an vierter, bei den Männern, den nicht Religiösen und den stark Religiösen sogar an dritter Stelle der Prioritäten steht. Der Wunsch nach guten Freunden hat für die meisten Befragten eine hohe Zukunftsbedeutung, die in der Gesamtbefragtengruppe mit 82% der Nennungen noch vor dem Kinderwunsch (73%) steht. Im Vergleich zu diesen sozial-emotionalen haben materielle und erlebnisorientierte Aspekte und Dimensionen des Lebens eine nur sekundäre Bedeutung. Der Wunsch

nach geordneten Wohnverhältnissen liegt im Erwartungshorizont eher im mittleren Bereich, das gilt gleichermaßen für den Wunsch, viel gesehen, viel gereist und viel erlebt zu haben. In der Einschätzung dessen, was in 25 Jahren für besonders wünschbar gehalten wird, kommt auch der beruflichen Karriere eine eher bescheidene Bedeutung zu. Sie spielt bei allen Teilgruppen mit ca. 18% nur eine marginale Rolle. Für die Frage nach den Familienorientierungen ist auffallend, dass zwar Kinder und Eltern in der Prioritätenreihe ganz oben zu finden sind, die Bedeutung der Partnerbeziehungen aber eher gering eingeschätzt wird. Die positive Erwartung, verheiratet zu sein oder mit einer Partnerin/einem Partner zusammenzuleben, taucht in dieser Liste relativ weit hinten auf. Der Aspekt der regionalen/räumlichen Gebundenheit an den jetzigen Wohnort ist ebenso belanglos wie das Vorhandensein von Enkelkindern. Vermutlich ist es auch für die Befragten dieser Lebensphase schwer, sich gedanklich mit Enkelkindern zu beschäftigen und diese für besonders wichtig zu halten, solange nicht einmal eigene Kinder da sind.

Busch: Insgesamt bestätigt diese Zukunftsprojektion die jetzigen stark familiär ausgerichteten Bedürfnisse der befragten Jugendlichen. Sie zeigt deutlich, dass in gewisser Weise der harten Realität des Alltags stark privat-persönliche Träume entgegengesetzt werden und auf der Ebene der Wünsche und normativen Orientierungen Familie, Kinder, Eltern und auch der Wunsch „offener Horizonte“ deutlich vor den materiellen und beruflichen Ambitionen genannt wird. Hierin gibt es im Grundmuster nur relativ geringe Unterschiede zwischen den Geschlechtern, den Altersgruppen, dem Grad der Religiosität und der sozialen Herkunft.

9. Zusammenfassung

Busch: Wir wollen abschließend die für uns wichtigsten Erkenntnisse der Befragung und einige Schlussfolgerungen daraus in 10 Punkten vortragen.

1. Die jungen Menschen haben ein ausgeprägtes Bedürfnis nach partnerschaftlichen Bindungen. Das Dasein als Single erscheint kaum jemandem erstrebenswert zu sein. Für die eigene Zukunft wird der Weg in eine dauerhafte Bindung gesucht. Di-

ese muss nun nicht gleich durch eine Heirat legalisiert werden. Für viele ist es nicht nur vorstellbar, sondern sogar in gewisser Weise für andere und für sich selbst durchaus normal, zunächst in einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft zu leben, um dann mit großer Wahrscheinlichkeit vor allem, wenn Kinder erwartet werden, zu heiraten. Hier zeigen sich eindeutig moderne, offene und liberale Lebensorientierungen. Ein Weiteres ist sehr deutlich geworden: Die jungen Menschen haben den starken Wunsch nach Romantik bzw. nach Emotionalisierung in ihren Partnernvorstellungen. Dazu gehört, dass unabhängig davon, ob verheiratet oder nicht verheiratet zusammengelebt wird, die Liebe das ausschlaggebende Moment ist.

Scholz: 2. Kinder haben eine hohe Priorität in der eigenen Lebensplanung der von uns befragten jungen Männer und Frauen. Sie sind ein erstrebenswert hohes Ziel und Gut. Gleichzeitig sind die Angaben zur geplanten Kinderzahl mit durchschnittlich etwas mehr als zwei Kindern zwar relativ niedrig, sie sind aber deutlich höher als der gegenwärtige statistische Durchschnitt in Deutschland. Die konkrete Entscheidung für Kinder wird restriktiv von einer Reihe von Motiven gesteuert. Dazu gehört bei den von uns Befragten u. a. die Angst vor der Überforderung durch die Elternrolle, eine pessimistische Einschätzung der Zukunft und vor allem bei den jungen Frauen die Befürchtung, dass Kinder eine zu starke Einschränkung ihrer beruflichen Ambitionen bedeuten. Hier drücken sich offenkundig Erfahrungen und Befürchtungen gerade der gut ausgebildeten jungen Frauen aus, durch einseitige Verpflichtungen in der Familie die beruflichen Wünsche zurückstellen zu müssen und auf die „Rendite“ ihrer Bildungsanstrengungen und -investitionen zu verzichten. Dabei spielt auch die partnerschaftlich-egalitäre Form der Arbeitsteilung im Haushalt und in der Kinderbetreuung eine wichtige Rolle. Wir können nun aber feststellen, dass dafür zumindest die normativen Voraussetzungen nicht schlecht sind. Die große Mehrheit der Befragten hat eine moderne partnerschaftlich-gleichberechtigte Grundorientierung über das Verhältnis von Mann und Frau in den Beziehungen.

Busch: 3. Bei der rechtlichen Gleichstellung von ehelichen und nichtehelichen Lebensgemeinschaften sind die Befürworter

und die Kritiker fast gleich stark vertreten. Dabei sind Offenheit und Toleranz bei den Frauen und den älteren Befragten etwas stärker ausgeprägt. Offenkundig ist, dass die rechtliche Gleichstellung beider Lebensformen bei den jungen Menschen nicht unumstritten ist und auf größere Reserven stößt als die Frage der normativen Akzeptanz der nichtehelichen Lebensformen. Das ist anders bei der Akzeptanz der rechtlichen Gleichstellung der Homosexuellen mit den Heterosexuellen im Falle einer gewünschten Eheschließung. Das findet bei der großen Mehrheit uneingeschränkte Zustimmung; bei den Frauen noch stärker als bei den Männern.

Scholz: 4. Mit einer weiten Fassung des Familienbegriffs hat die große Mehrheit der Befragten keine Probleme. Im Gegenteil, fast alles was zu zweit oder mit Kindern zusammenlebt, wird als Familie akzeptiert. In diesem Zusammenhang kann schon fast von einer Inflation des Familienbegriffs gesprochen werden, durch den zumindest eines sehr deutlich wird: Die jungen Menschen haben keinen festgefügtten und exklusiven Familienbegriff, der mit der sog. „vollständigen“ Kernfamilie identisch wäre.

Busch: 5. Die starke Familienorientierung der meisten Befragten geht in zwei Richtungen: prospektiv in die zukünftige eigene Familienplanung und retrospektiv in die Herkunftsfamilie. In beiden Richtungen finden wir eine hohe Wertschätzung und emotionale Bindung. Das gilt auch für die in weiter Ferne liegende Zukunftsbedeutung. Der größte Teil der Befragten in allen Teilgruppen geht davon aus, dass für sie persönlich auch in 25 Jahren die Beziehungen zu den eigenen Kindern wie zu den eigenen Eltern von größter Wichtigkeit sind.

Scholz: 6. Bei fast allen Fragen gibt es ein relativ hohes Maß an gemeinsamen normativen Orientierungen, das allerdings oberhalb des gemeinsamen Sockels an Deutungen und Interpretation zum Teil interessante Differenzen zeigt. Das gilt auch im Hinblick auf die Altersstruktur unseres Samples. So erweisen sich die jüngeren Altersgruppen, insbesondere die unter 18-jährigen als etwas traditionsverhafteter als die älteren Befragten. Die Differenz in der Lebensspanne und in der damit verbundenen Lebenserfahrung scheint sich auch in der Einschätzung wich-

tiger Aspekte über Familie, Kinder und allgemeine Wertorientierungen auszuwirken.

Busch: 7. Neben dem Alter spielt auch die soziale Herkunft eine differenzierende Rolle, wenngleich schwächer, als wir vermutet haben. Auch hier stellt sich heraus, dass die Gemeinsamkeiten in den Antworten zwischen den Befragten aus den unterschiedlichen sozialen Milieus deutlich größer sind als die Differenzen. Dennoch gibt es auch statistische Zusammenhänge, die auf unterschiedliche soziokulturelle Erfahrungen schließen lassen.

Scholz: 8. Der Anteil nicht erwerbstätiger Mütter und Väter ist zwar in den Familien mit niedrigem Sozialstatus etwas größer, dennoch geben weniger Befragte aus diesen Familien an, dass sich ihre Mütter und ihre Väter genug Zeit für sie genommen haben. Entweder sind hier die Ansprüche an die Eltern noch höher als in den statushöheren Familien oder es gibt tatsächlich in der Wahrnehmung der Befragten unterschiedliche Erfahrungen. Für die erstere Annahme spricht, dass sich auch bei der Einschätzung der Beziehungsqualität zu Mutter und Vater im Prinzip die gleichen Unterschiede finden. Allerdings darf hierbei nicht vergessen werden, dass in allen Fällen die deutliche Mehrheit mit der zeitlichen Zuwendung und mit der Beziehungsqualität zu den Eltern vor allem der Mütter sehr zufrieden ist.

Busch: 9. Das religiöse Selbstverständnis beeinflusst deutlich die allgemeinen Wertorientierungen. Wer mit dem Selbstverständnis starker religiöser Bindung und Verpflichtung lebt, bei dem zeigen sich auch im Hinblick auf die Dinge, die im Leben ein besonderes Gewicht haben sollen, noch stärker die Betonung familiärer Orientierungen, altruistische Lebensziele, eine religiöse Lebensführung und eine insgesamt geringere Bedeutung materieller Aspekte und Werte. Aber auch bei einer Reihe spezieller Aspekte zu Familie, Ehe und Partnerschaft gibt es Zusammenhänge mit der Stärke der religiösen Selbstverpflichtung. Die starke religiöse Bindung und das damit verbundene religiöse Selbstbewusstsein gehen einher mit einem erkennbaren Konservatismus und einer gewissen Abwehr moderner und liberaler Auffassungen über andere Gesichtspunkte der Familie bzw. der Partnerschaft. So erleichtert auf der einen Seite offensichtlich die Lösung von religiösen Bindungen die Öffnung und Toleranz ge-

genüber neuen Formen des Zusammenlebens bzw. ihrer gesellschaftlichen Akzeptanz, während umgekehrt die starke religiöse Bindung zu einer ausgeprägteren Beharrung und Ablehnung solcher Entwicklungen der Formen des menschlichen Zusammenlebens führt.

Insgesamt kann aber festgestellt werden, dass in allen Teilgruppen die Gemeinsamkeiten größer sind als die Differenzen. Wir haben den Gesamteindruck, dass es unter den befragten Jugendlichen durchaus so etwas gibt wie eine „Globalisierung“ der normativen Orientierungen, die über alle sonst trennenden Aspekte hinausgeht und die wir in ihrer Gesamttendenz durchaus als Ausdruck einer fortschreitenden Modernisierung in den Auffassungen über Familie, Partnerschaft, allgemeine Wertorientierungen und prospektive Lebensentwürfe interpretieren.

Scholz: 10. Seit Jahren ist die Familie ins Gerede gekommen. In der Politik, der Wissenschaft und in der Öffentlichkeit wird kontrovers darüber diskutiert, ob sie als Lebensform in unserer Gesellschaft eine Zukunft hat, ob sie seit den 1960er Jahren – dem „Golden Age of Marriage“ (Nave-Herz 2001, 178) – durch strukturelle und gravierende Veränderungen und einen wachsenden Akzeptanzverlust gar schrittweise zum Auslaufmodell wird oder trotz aller feststellbaren Veränderungen in einer postmodernen Gesellschaft gleichsam den Charakter eines normativen Ankers behält, der zumindest als wünschbarer Lebensentwurf Halt und Orientierung vermittelt.

Die Ergebnisse unserer Untersuchung können in ihrer Tendenz als ein eindeutiges Bekenntnis zur Familie interpretiert werden. Sie bestätigen damit auch Ergebnisse anderer Untersuchungen, die die normative Verankerung und hohe Wertschätzung dieser Lebensform feststellen (vgl. Bien 1996; Bertram u. a. 1994 und 2000; Fischer 2000; Noelle-Neumann/Köcher 1997).

Busch: Familie, Ehe und Partnerschaft haben auch in der nächsten Erwachsenengeneration eine hohe Priorität für die eigene Lebensplanung und beeinflussen die individuelle Zufriedenheit positiv – das gilt auch oder gerade für Kinder. Die in unserer Untersuchung herausgefundenen Ergebnisse bekommen ihre gesellschaftspolitische Relevanz dadurch, dass die jungen Men-

schen diejenigen sind, über die sich bestätigen muss, ob wir in gesellschaftliche Verhältnisse der Dissoziation, der normativen Entbindung und Vereinzelung geraten, oder ob unter den Bedingungen der postmodernen Gesellschaft die Familie ein Lebensentwurf ist, der den Menschen auch in Zukunft Halt bietet, Geborgenheit und Zuversicht schenken kann und der für die gesellschaftliche Entwicklung einen wichtigen Beitrag zu ihrer normativen Integration leistet.

Literatur

- Babka von Gostomski, Ch./Hartmann, J./Kopp, J. (1999): Sozialstrukturelle Bestimmungsgründe der Ehescheidung. Eine empirische Überprüfung einiger Hypothesen der Familienforschung. In: Klein, Th./Kopp, J. (Hg.): Scheidungsursachen aus soziologischer Sicht. Würzburg, S.43-62.
- Beck-Gernsheim, E. (1998): Was kommt nach der Familie? Einblicke in neue Lebensformen. München.
- Bertram, B./Bien, W./Gericke, T./Höckner, M./Lappe, L./Schröpfer, H. (1994): Gelungener Start – unsichere Zukunft? Der Übergang von Schule in die Berufsbildung. Ergebnisse der Leipziger Längsschnitt-Studie 2. München.
- Bertram, H./Nauck, B./Klein, T. (Hg.) (2000): Solidarität, Lebensformen und regionale Entwicklung. Opladen.
- Bien, W. (Hg.) (1996): Familie an der Schwelle zum neuen Jahrtausend. Wandel und Entwicklung familialer Lebensformen. DJI-Familien-Survey 6. Opladen.
- Briedis, K. (2003): Familienvorstellungen Jugendlicher. Stand der Forschung in Deutschland. In: Busch, F. W./Scholz, W.-D. (Hg.): Familienvorstellungen von Jugendlichen. Dokumentation eines Workshops. Oldenburg, S. 23-32.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (1997): Die Familie im Spiegel der amtlichen Statistik. Bonn (aktualisierte und erweiterte Neuauflage 1998).
- Bundesverband Deutscher Banken (Hg.) (o. J.): Deutschland vor der demographischen Herausforderung. In: Informationen-Daten-Hintergründe.
- Busch, F. W.: Plädoyer für die Beibehaltung eines Leitbildes. Familien in christlicher Verantwortung. In: Busch, F. W./Nauck, B./Nave-Herz, R. (Hg.): Aktuelle Forschungsfelder der Familienwissenschaft. Würzburg 1999. S. 231-259.
- Busch, F. W./Scholz, W.-D. (2000): Brauchen Familien Leitbilder? Oldenburger Universitätsreden Nr. 125. Oldenburg.
- Busch, F. W./Scholz, W.-D. (2001): Familie – Auslaufmodell oder Zukunftsoption? Überlegungen im Kontext eines Studienprojektes zum Thema „Familienvorstellungen von Jugendlichen“. Oldenburger Universitätsreden Nr. 129. Oldenburg.

- Busch, F. W./ Scholz, W.-D. (2002): Wandel in den Beziehungen zwischen Familie und Schule. In: Nave-Herz, R. (Hg.): Kontinuität und Wandel der Familie in Deutschland. Stuttgart. S. 253-276.
- Busch, F. W./ Scholz, W.-D. (2003): Familienvorstellungen von Jugendlichen. Dokumentation eines Workshops. Oldenburg.
- Busch, F. W./ Scholz, W.-D. (2005): Zwischen Bewahrung und Veränderung. Ehe-, Familien- und Erziehungsvorstellungen von Jugendlichen. In: Busch, F. W./ Nave-Herz, R. (Hg.): Familie und Gesellschaft. Beiträge zur Familienforschung. Oldenburg. S. 125-146.
- Cohrs, J. Ch./Kielmann, S./Maes, J./Moschner, B. (2005): Zur Reliabilität und Validität der Erfassung von Persönlichkeitsmerkmalen im Internet: Ergebnisse einer Längsschnittstudie. In: Renner, K.-H./Schütz, A./Machilek, F. (Hg.) (2005): Internet und Persönlichkeit: Differentiell-psychologische und diagnostische Aspekte der Internetnutzung. Göttingen. S. 38-53.
- Fischer, A. (2000): Jugend 2000 (Shell-Studie). Opladen.
- Gruner+Jahr (2005): Familienanalyse 2005. München.
- Institut der deutschen Wirtschaft (2004): Informationsdienst Nr. 16; vom 15. 04. 2004.
- Institut für Demoskopie Allensbach (2004): Einflussfaktoren auf die Geburtenrate. Ergebnisse einer Repräsentativbefragung zu Kinderwünschen und den Gründen für eine Entscheidung gegen (weitere) Kinder. Allensbach.
- Keiser, S. (1997): Vereinbarkeit von Familie und Beruf – nur eine Frauenfrage? In: Böhnisch, L./Lenz, K. (Hg.): Familien. Eine interdisziplinäre Einführung. Weinheim und München. S. 235 bis 250.
- Klein, Th./Kopp, J. (Hg.) (1999): Scheidungsursachen aus soziologischer Sicht. Würzburg.
- Matthias-Bleck, H. (2005): Die gesellschaftliche Etablierung der nichtehelichen Lebensgemeinschaft. In: Busch, F. W./Nave-Herz, R. (Hg.): Familie und Gesellschaft. Beiträge zur Familienforschung. Oldenburg. S. 53-76.

- Müller-Burhop, M. (2008): Elternwünsche. Eine empirische Studie über Wünsche und Vorstellungen junger Eltern und daraus folgende Konsequenzen für Politik und Gesellschaft. Reihe Familie und Gesellschaft Band 21. Würzburg.
- Nave-Herz, R. (1994): Familie heute. Wandel der Familienstrukturen und Folgen für die Erziehung. Darmstadt.
- Nave-Herz, R. (2001): Gibt es die postmoderne Familie? In: Hoeltje, B./Jansen-Schulz, B./Liebsch, K. (Hg.): Stationen des Wandels: Rückblicke und Fragestellungen zu dreißig Jahren Bildungs- und Geschlechterforschung. Hamburg. S.169-180.
- Nave-Herz, R. (Hg.) (2002): Wandel und Kontinuität der Familie in der Bundesrepublik. Eine zeitgeschichtliche Analyse. Stuttgart.
- Nave-Herz, R. (2003): Die gestiegene Erwerbstätigkeit von Müttern. In: Nave-Herz, R.: Familie zwischen Tradition und Moderne. Ausgewählte Beiträge zur Familiensoziologie. Hg. von F. W. Busch. Oldenburg. S. 203-215.
- Nave-Herz, R. (2004): Ehe- und Familiensoziologie. Eine Einführung in Geschichte, theoretische Ansätze und empirische Befunde. Weinheim und München.
- Noelle-Neumann, E./Köcher, R. (Hg.) (1997): Allensbacher Jahrbuch der Demoskopie 1993-1997, Band 10. München.
- Renner, K.-H./Schütz, A./Machilek, F. (Hg.) (2005): Internet und Persönlichkeit: Differentiell-psychologische und diagnostische Aspekte der Internetnutzung. Göttingen.
- Scholz, W.-D. (2002): Zwischen normativem Anspruch und praktischer Lebensgestaltung. Vorstellungen von Jugendlichen über Ehe, Familie und Kinder. In: Busch, F. W./Köblin, R. (Hg.): In Hoffnung widerstehen. Beiträge im Kontext wissenschaftsorientierter Bildungsarbeit unter den Bedingungen der deutschen Teilung. Oldenburg. S. 225-242.
- Scholz, W.-D. (2005): Zwischen individuellem Lebensentwurf und gesellschaftlicher Verantwortung: Ursachen und Folgen des Geburtenrückgangs in Deutschland. In: Nave-Herz, R./Scholz, W.-D. (Hg.): Beiträge zur Bildungs- und Familienforschung. Festschrift für Friedrich W. Busch zu seiner Emeritierung. Würzburg. S. 157-175.

DIE AUTOREN

BUSCH, FRIEDRICH W. (1938)

Dr. phil., Universitätsprofessor (em.) für Allgemeine Pädagogik und Vergleichende Bildungsforschung an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg. Mitbegründer und Sprecher der Interdisziplinären Forschungsstelle Familienwissenschaft (IFF). Honorarprofessor für Historische Bildungsforschung an der Technischen Universität Dresden.

Lehrer an Grund- und Hauptschulen (1963 bis 1967). Zweitstudium (1967 bis 1971) mit Promotion zum Thema „Familienerziehung in der sozialistischen Pädagogik der DDR“ an der Ruhr-Universität Bochum. Seit 1971 an der Universität Oldenburg in Lehre und Forschung auf den Gebieten Pädagogik, vergleichende und historische Bildungsforschung, Lehrerbildung sowie in verschiedenen Funktionen der akademischen Selbstverwaltung tätig: u. a. Dekan des Fachbereiches 1 Pädagogik (1987 bis 1989), Vizepräsident der Universität Oldenburg (1976 bis 1979).

Von 1979 bis 1981 Vizepräsident, von 1981 bis 1983 Präsident der Association for Teacher Education in Europa (ATEE), Brüssel. Von Februar 1991 bis Juli 1993 Gründungsdekan der Fakultät Erziehungswissenschaften an der Technischen Universität Dresden.

Veröffentlichungen zur historischen und vergleichenden Bildungsforschung, Lehrerbildung und Familienwissenschaft.

SCHOLZ, WOLF-DIETER (1941)

Dr. phil., Professor (pens.) für Pädagogik und empirische Bildungsforschung an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg.

Lehrer an Grund- und Hauptschule (1969 bis 1972). 1972 wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Oldenburg in der Er-

ziehungswissenschaft; Promotion (1979) und Habilitation (1991) in der empirischen Bildungsforschung.

1994 Ernennung zum Hochschuldozenten und apl. Professor.

Seit 1972 Lehre und Forschung in den Bereichen Familienwissenschaft, Bildungsforschung, Methodenprobleme in der empirischen Sozialforschung, Sucht- und Drogenarbeit.

Mitglied der Interdisziplinären Forschungsstelle Familienwissenschaft (IFF), Leiter der Arbeitsgruppe Devianz und Örtlicher Beauftragter des Prüfungsamtes für den Erwerb der Hochschulzugangsberechtigung ohne Hochschulreife/Fachhochschulreife für den Bereich der Universität Oldenburg.

Von 1997 bis 2002 Dekan der Fakultät I Erziehungs- und Bildungswissenschaften und von 2003 bis 2005 Vizepräsident für Forschung und Nachwuchsförderung an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg.

Oldenburger Universitätsreden

Vorträge · Ansprachen · Aufsätze

Über die Lieferbarkeit der Ausgaben Nr. 1 bis Nr. 177 gibt der BIS-Verlag der Universität Oldenburg Auskunft.

Nr. 178 Ruhloff, Jörg: Prüfungswandel und Prüfungswahn. Qualitätskontroll-Prüfungen, emanzipatorische Prüfungen, tauglichkeitskritische Prüfungen. – 2008. – 29 S.

ISBN 978-3-8142-1178-7

€ 3,10

Nr. 179 Busch, Friedrich W.: Makarenko – Montessori – Korczak. Vorstellungen über den Umgang mit Kindern und Jugendlichen. – 2008. – 31 S.

ISBN 978-3-8142-1179-4

€ 3,10

Nr. 180 Fuhrhop, Nanna: Die Grammatik der Schrift. – 2008. – 25 S.

ISBN 978-3-8142-1180-0

€ 3,10

Nr. 181 Saner, Hans: Von der Weite des Denkens und der Verlässlichkeit des Handelns. Karl Jaspers in seiner Zeit. – 2008. – 43 S.

ISBN 978-3-8142-1181-7

€ 4,10

Nr. 182 Daxner, Michael: Die Wohlgesinnten, ein Roman von Jonathan Littell. – 2008. – 33 S.

ISBN 978-3-8142-1182-4

€ 4,10

Nr. 183 Budde, Gunilla: „Ein Weltverbesserer ist doch immer gut.“ / Kraiker, Gerhard: Der Namensgebungsstreit vor dem Hintergrund der Zeitereignisse. – 2008. – 32 S.

ISBN 978-3-8142-1183-1

€ 4,10

Nr. 184 Mittelstraß, Jürgen: Neue Forschungsstrukturen und die Rolle von Advanced Study Institutes / Weiler, Reto: Perspektiven für das Hanse-Wissenschaftskolleg. – 2009. – 25 S.

ISBN 978-3-8142-1184-8

€ 3,10

Nr. 185 Schneidewind, Uwe: „Shifting Baselines“ – Zum schleichenden Wandel in stürmischen Zeiten. – 2009. – 35 S.

ISBN 978-3-8142-1185-5

€ 4,10

Nr. 186 Jörg Bleckmann – Ehrensensator der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg. Dokumentation des Festaktes am 5. November 2008. – 2009. – 34 S.

ISBN 978-3-8142-1186-2

€ 4,10

Nr. 187 Żyliński, Leszek: Die Eigenart der polnischen Rezeption von Günter Grass. – 2009. – 36 S.

ISBN 978-3-8142-1187-9

€ 4,10

Nr. 188 Benali, Abdelkader: Migration als Märchen. Eine Liebeserklärung an die Entwurzelung. – 2009. – 21 S.

ISBN 978-3-8142-1188-6

€ 3,10